

1877.

Neue Monatshefte
für
Dichtkunst und Kritik.

Herausgegeben
von
Oscar Blumenthal.

V. Band. Heft 3.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1877.

März 1877.

Inhalt.

Die „Neuen Monatshefte" erscheinen regelmäßig am Ende jedes Monats
im Umfang von mindestens 6 Bogen Lex. eleg. geh.

Der Jahrgang besteht aus 2 Bänden zu je 6 Heften.

Preis pro Band 6 Mark; pro Quartal 3 Mark; pro Heft 1 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

Neues von und über Ferdinand Freiligrath.

Mit einer Anzahl älterer, in der Gesammtausgabe seiner Werke fehlender Gedichte.

Von **Adolf Strodtmann.**

Vor mir liegt ein aus dem Jahre 1831 stammendes Gedicht, „Lust am Sterben" betitelt:

Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Wo mir der Tod sein Wort erfüllt.
Der Blumen wird man auf mich streuen,
Wenn mich ein Todtenhemd umhüllt.
Wie einen kampfesmüden Ringer,
Wird man mit Kranz und Band mich schmücken,
Und bebend werden leise Finger
Die starre Wimper niederdrücken.

Vielleicht wird Mancher um mich weinen,
Und der geweinten Thränen Zahl
Wird sich zu einer Wolke einen,
Leicht wie ein Morgensonnenstrahl.
Auf dieser Wolke duft'gen Wagen
Setzt fessellos mein Geist sich dann,
Und Seufzer und Gebete tragen
Ihn himmelan, ein rasch Gespann.

Dann trink' ich aus des Lebens Bronnen,
Dann hör' ich Harfen, voll und süß —
O nein! es ist nicht bloß ersonnen,
Es gibt gewiß ein Paradies!
Dort werd' ich von den Frommen, Treuen,
Die längst schon droben sind, gegrüßt; —
Ich kann mich auf die Stunde freuen,
Die mir des Himmels Thor erschließt!

Selbst ein genauer Kenner der modernen Literatur würde bei Durchlesung dieser gefühlsinnigen Strophen schwerlich auf die Vermuthung gerathen, daß Ferdinand Freiligrath ihr Verfasser sei. Ist es doch eine bekannte Eigenthümlichkeit dieses Dichters, daß im [illegible] Gegensatze zu der vorwiegend lyrischen Stimmungsmalerei der ersten Hälfte unsres Jahrhunderts, die weiche subjektive Empfindung bei ihm selten unmittelbar zu Worte gelangt. Als 1838 seine erste Gedichtesammlung erschien, frug man sich fast verwundert, ob dieser energische Geist, der mit so scharf ausgeprägter Originalität seinen farbenprächtigen Bilderteppich entrollte, niemals, gleich anderen Sängern, durch die gewöhnlichen Gefühlsschwärmereien der Jugend zum Liede entflammt worden sei. Lenz und Wein, Freundschaft und Liebe, Religion, Freiheit und Vaterland, all diese alten, niemals ausgesungenen Themata, an denen jeder junge Poet die Kraft seiner Schwingen zu erproben pflegt, schienen für Freiligrath's feuerdurstige Seele keinen Reiz besessen zu haben. Seine Stoffe waren überraschend neu; eben so neu war die Zaubergewalt der

Sprache, welche ihm zu Gebote stand. So kam es, daß man in dem ganzen umfangreichen Bande nirgends auf ein alltägliches Gefühl, auf ein mattes und farbloses Gedicht, auf ein erstes schüchternes Stammeln der Muse stieß, die mit so sicherer Hand lauter volle, manchmal barocke, stets aber kräftige und ursprüngliche Akkorde griff.

Dennoch wäre es ein Irrthum, zu glauben, daß die Poesie Freiligrath's von Anfang an so bestimmt den Charakterstempel getragen hätte, den jene erste Gedichtesammlung aufweist. Eine ungewöhnlich strenge Selbstkritik bewog ihn, Allem die Aufnahme zu versagen, was nicht eine durchaus selbständige Physiognomie erblicken ließ, oder was seinem gereifteren Urtheil nicht mehr genügte. Einzelne dieser Jugendgedichte, die in verschollenen Zeitschriften oder Taschenbüchern veröffentlicht worden waren, hat der Verfasser 1858 in die in New-York erschienene amerikanische Gesammtausgabe seiner Werke eingefügt; hoffentlich werden sie auch der im Druck begriffenen vervollständigten deutschen Gesammtausgabe nicht entzogen bleiben. Denn gerade diese Erstlinge der Freiligrath'schen Muse sind außerordentlich lehrreich für die künstlerische Entwicklung des Dichters, und bekunden den ernsten Fleiß, mit welchem er die naheliegenden Gefahren der von ihm eingeschlagenen Richtung bald überwand.

Zunächst begegnen uns allerlei Gefühlsergüsse, weder im Gedanken noch in der Form besonders originell, manchmal sogar etwas sentimental, wie das Lied von der Blüthe, die in ihrem Bettchen von den lauen Lenzwinden geschaukelt wird:

Die Blüthe (1830).

Frühlingsleben, Blüthenleben!
An dem zarten, dünnen Reis
Glanzumgossen, duftumflossen
Prangt die Blüthe, roth und weiß.

Schlummernd ruht sie, wie im Traume,
Aehnlich einem Wiegenkinde;
Sieh, es wiegen sammt dem Baume
Sie des Frühlings laue Winde.

Ihre Tage glänzen gülden,
Silbern schimmern ihre Nächte;
Käferlein mit bunten Schilden
Schwirren summend, ihre Knechte;

Tragen auf den Flügeldecken
Ihre Farben und ihr Wappen,
Haben treu sich ihr ergeben,
Hornbepanzert, lust'ge Knappen.

Und es kommen Vöglein, Bienen,
Schmetterlinge, staubbestreut —
Alles, Alles will ihr dienen!
O glücksel'ge Blüthenzeit!

oder die Schilderung des sterbenden Kindes, das zum letzten Mal in die junge Frühlingsherrlichkeit hinausblickt:

Das kranke Kind (1830).

Dort oben an dem offnen Fenster
Auf Decken ruht ein krankes Kind,
So sanft und lieb, so mild von Zügen,
Wie sonst wohl nur die Engel sind.

Im Kämmerlein auf dumpfen Kissen
Hat es schon lange Zeit gelegen.
Wie still! — es wird wohl sterben müssen;
Gern stürb' es mit des Frühlings Segen.

Drum trugen es die Eltern leise
An des besonnten Fensters Rand;
Sie sitzen stumm an seiner Seite,
Und drücken weinend sich die Hand.

Es sieht den Lenz das Land bemalen,
Es sieht die grünen Bäume blühn;
Es sieht die liebe Sonne strahlen,
Es sieht die jungen Schwalben ziehn.

Es sieht die Nachbarkinder spielen —
Sonst spielt' es wohl mit ihnen auch! —
Und eine helle Thräne zittert
In seinem großen blauen Aug'.

O weine nicht! der Welt entnommen
Wirst du! Dir leuchten Himmelskronen!
Und zu den Frommen wirst du kommen,
So in den Häusern Gottes wohnen.

Ein zu des Paradieses Freuden
Wirst du an Engelshänden gehn.
Die traurigste der Trauerweiden
Wird bald auf deinem Grabe wehn.

oder der Vergleich des Auges der Geliebten mit einem Zauberspiegel, dessen reiner Glanz sich von Thränen trübt, wenn der Erwählte ihres Herzens auf unrechter Bahn wandelt:

Der Zauberspiegel (1831 oder 1832).

Uralte Sagen geben Kunde
Von eines Zauberspiegels Macht;
Es glänzt auf seinem goldnen Grunde
Des Reinen Bild in reinster Pracht.

Doch wer des kleinsten Fehlers schuldig,
Dem beut er keine freud'ge Schau;
Dem blinkt er nimmer blank und guldig,
Dem weint er warnend dunklen Thau.

Wo mag der heil'ge Spiegel blitzen?
Wer kennt das köstliche Geräth?
Wer mag den herrlichen besitzen,
Der eines Jeden Sinn versteht?

Wer sagt mir an, wo ich ihn finden,
Und wie ich ihn erringen kann?
Das eigne Herz mir zu ergründen,
Begehr' ich keinen stärkern Bann.

Vergebens frag', ich, wo er schimmert;
Vergebens, wo sein Meister haust;
Vielleicht ist er schon längst zertrümmert
Durch eines argen Zaubrers Faust.

Vielleicht ist er versenkt, vergraben —
Doch was verlockt mich auch sein Licht?
Glänzt mir, begabt mit gleichen Gaben,
Ein schönrer Zauberspiegel nicht?

Der glüht in dunkelbraunem Kranze,
Der lächelt mir so ruhig mild;
Der schimmert mir mit blauem Glanze,
Und in ihm schwimmt mein zitternd Bild.

Und schau' ich frei und dreist in's Leben,
Und hab' ich Rechtes nur gewollt:
Dann seh' ich seinen Schein sich heben,
Dann blitzt er mir, wie lauter Gold.

Doch folg' ich falscher Mächte Stimmen,
Dann dunkelt sich das Zauberglas,
Dann seh ich trüb mein Bildniß schwimmen
Auf einer Thräne heil'gem Naß.

Ihr wollt dem Liede nicht vertrauen?
Wähnt, ein Gedicht sei mein Gedicht?
Solch Kleinod sei nicht mehr zu schauen —
Kennt ihr das Aug' der Liebsten nicht? —

oder das Palmsonntagsgedicht in einer englischen Kirche, deren friedliche Sabbathstille den Dichter an das Idyll von Wakefield gemahnt:

In einer englischen Kirche.

(Palmsonntag 1832.)

Dies ist der Tag des Herrn! ·
Da schweigt des Markts Gewühle;
Süß klingen nah und fern
Die hellen Glockenspiele;

Fromm drängt die Menge sich
Zu Gottes Heiligthumen,
Es tragen freudiglich
Die Kinder Zweig' und Blumen.

O Herr, der Freudentag,
Der heil'ge Tag ist heute,
An dem man Palmen brach,
Und auf den Weg dir streute.
O sieh, die Erde hat
Gewußt, daß er erschien;
Sie sendet Knosp' und Blatt,
Sie prangt im ersten Grün.

Der Bäume Trieb und Schoß
Glänzt duftend allerwegen;
Sie will, was ihr entsproß,
Zu deinen Füßen legen.
Wie zieht es mich empor!
Wie lockt es mich hinaus!
Ich schreite durch dein Thor,
Du stilles Gotteshaus!

Durch einen Garten tret'
Ich ein in deine Räume;
Die warme Luft durchweht
Das zarte Laub der Bäume.
Von Frühlingswonne voll
Geh' ich zum Tempel ein,
Wo mich erquicken soll
Der ew'gen Gnade Schein.

Seid mir viel tausendmal
Gegrüßt, ihr werthen Hallen!
Willkommen, kleiner Saal,
Wo fromme Hymnen schallen!
Willkommen, Sonnenlicht,
Das mild und wunderbar
Durch matte Scheiben bricht,
Vergoldend den Altar!

Die Orgel, voll und laut,
Braust zu des Höchsten Ehre;
In fremder Zunge Laut
Tönt hier des Heilands Lehre.
Doch klingt die Rede süß
In meiner Seele nach: —
Ist nicht die Sprache dies,
Die Wakefield's Pfarrer sprach?

O stilles Wakefield!
O Paradiesesträume!
Um meine Schläfe spielt
Das Wehn der Himmelsbäume!
Gleichwie ein milder Stern
Mit wunderbarem Schein
Strahlt mir die Huld des Herrn —
Auf, laßt uns Palmen streun!

Allein in derselben Zeit erhebt sich die Phantasie des zwanzigjährigen Jünglings hin und wieder zu Bildern von so berauschender Farbengluth, daß man das Gewöhnliche der Empfindung gänzlich vergißt über der hinreißenden Energie der Form. So in dem Eingangs mitgetheilten frommen Liede, und überraschender noch in dem Gedichte

Der Tod (1830).

Der Tod ist gar ein guter Mann;
Er geht bergab, er geht bergan;
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Er tritt zu jeder Pforte ein,
Mag's Fürstenschloß, mag's Hütte sein.
Und hilft, er hat ein weich Gemüth,
Wenn er betrübte Leute sieht.

Dem Säugling, der im Fieber liegt,
Sich jammernd an die Mutter schmiegt,
Sie stummen Blicks um Hülfe fleht,
Und ihre Thränen nicht versteht:

Ihm bietet er die kalte Hand,
Und tritt an seines Bettchens Rand,
Und küßt ihn auf den brennenden Mund,
Und spricht! „Du Lieber, sei gesund!"

Und faltet seine Händchen dann —
Sie brennen nicht mehr! — der gute Mann,
Und drückt ihm sanft die Aeuglein zu,
Spricht leise: „Schlummre, schlummre Du!"

Dem Manne, der die ganze Welt
Mit brünst'ger Lieb' umfangen hält,
Deß Liebe Keiner, ach, versteht,
Und dem das tief zu Herzen geht;

Er klagt und will verzweifeln schier:
„Was soll dies warme Herze mir,
Das Jeden gern als Bruder grüßt,
Und Jedem willig sich erschließt?

„Deß Gluth, wie sie auch liebend brennt,
Doch Keiner erwiedert, Jeder verkennt?
O Gott! schenk' ihm die ew'ge Ruh'!
Nimm es zu dir! Du kennst es, du!"

Ihm bietet er die kalte Hand,
Als einer schönern Zukunft Pfand,
Er küßt seinen Mund mit eis'gem Kuß:
„Wohl dem, der so verkannt sein muß!"

Dem Greise, der, gebeugt und schwach,
Vom Leben nichts mehr wissen mag,
Der, süßen Hoffens voll, gefaßt,
Entgegen sieht der letzten Rast:

Auch ihm beut er die Rechte dar,
Und glättet ihm das weiße Haar,
Und zieht das Todtenhemd ihm an,
Und sagt: „Ruh' aus, du alter Mann!"

So macht er es mit allen Drei'n,
Hüllt sie in seinen Mantel ein,
Und trägt mit stillem, zufriednem Sinn
Zum Kirchhof sie, der Gute, hin;

Und schaufelt ihnen auch ein Grab,
Und senkt sie sorgsamlich hinab,
Und deckt das Grab mit Rasen zu:
„So liegt ihr weich und warm dazu!

„Nun träumt vom schönen Himmelssaal
Und seinen Freuden allzumal,
Bis ihr aus eurer langen Nacht
Zum Tage, der nicht sinkt, erwacht!"

Der Tod ist gar ein guter Mann,
Er hilft, wo Keiner helfen kann,
Seine Hand ist kalt, sein Antlitz bleich,
Sein schwarzer Mantel weit und weich.

Ungleich bedeutungsvoller für die Entwicklung Freiligrath's aber ist eine Reihe von Gedichten, die er sämmtlich im Jahre 1832 schrieb. Kurz zuvor hatte er, nach Beendigung seiner kaufmännischen Lehrzeit zu Soest, eine Kommisstelle in einem Amsterdamer Bankhause übernommen. Hier, in der großen Hafenstadt, machte er, der Binnenländer, zuerst die Bekanntschaft des Meeres, dessen überwältigender Eindruck seiner Poesie einen ganz neuen Inhalt gab. Wenige Jahre zuvor hatte ein anderer junger Dichter in seinen „Nordseebildern", so zu sagen, zum ersten Mal für die deutsche Poesie das Meer entdeckt. Aber mit wie verschiedenen Augen sahen Heine und Freiligrath dasselbe an! Der Zögling der Romantik, welcher durch die Schule der Hegel'schen Philosophie gegangen war, symbolisirte in seinen schwungvollen Rhythmen das Naturleben des Meeres zu einer pantheistischen Theodicee, er spiegelte gleichsam dessen innerstes und geheimnißvollstes Wesen, er brütete über dessen uralten Räthseln, die ihm eins waren mit den ungelösten, vielleicht ewig unlösbaren Räthseln der Menschenbrust. Wie anders Freiligrath, der kecke Realist! Ihm ist der Meeresgrund ein weites Grab, mit dem Gebein der Ertrunkenen übersäet, das von den Ungeheuern der Tiefe benagt wird; er denkt beim Rauschen der Fluth an die Schätze, welche da drunten verborgen sind, an die Schnecke, deren rother Saft Königen den Purpur färbt, an die Perle, die in der Muschel ruht; und vor Allem ist das Meer ihm die Brücke, welche Länder und Völker verbindet. Ungemein klar spricht sich dies Bewußtsein schon in einem seiner ältesten Gedichte aus. Am Strande der Nordsee gedenkt er des ommijadischen Khalifen, der mit eroberndem Schwert die Lehre des Propheten den Völkern des Ostens verkündete, bis das Meer seinem Siegeszuge Halt gebot. Für ihn, den Dichter, würde die See kein Hemmniß sein, er würde auf seinem Renner dreist in den Brandungsschaum sprengen und das Meer für die Poesie erobern:

Am Strande (1832).

So hat es am Gestade
Gedonnert wohl vorlängst,
Als keck der Ommijade
Ins Meer ritt seinen Hengst;

Der Held, der allen Winden
Die blut'gen Fahnen gab,
Wie Zungen, zu verkünden
Medina's schwebend Grab;

Der Wilde, der den Berber
Sein Land verheeren ließ;
Der seine Wüstenfärber
Blutroth es färben hieß;

Dem, als er nun gezogen
Vom Schilf- zum Atlasmeer,
Zudonnerten die Wogen:
„Halt! du, mit deinem Heer!"

Da ließ er Zäume Zäume,
Und Bügel Bügel sein,
Und ritt in das Geschäume
Der Brandung dreist hinein;

Da, hoch in Lüften, blitzte
Des Bärt'gen krummes Schwert;
Die salz'ge Fluth bespritzte
Das rabenschwarze Pferd.

Auf seine Stirne wehte
Der Schaum als schnee'ge Bläss';
Der Reiter aber flehte:
„Prophet, du siehest es!

„Gern, dich zu pred'gen, ritt' ich
Durch neuer Völker Blut;
Für dich die Welt bestritt' ich, —
Doch sieh, mich hemmt die Fluth!"

— O, stände jetzt am Strande
Auch mir ein wiehernd Roß,
Und rings im Ufersande
Ein bunter Kriegertroß:

Vor seinen Augen jagt' ich
In dieses Schaumes Schnee;
Doch nicht, wie Akbeh, sagt' ich:
„O sieh, mich hemmt die See!"

Nicht schreckte mich, wie Jenen,
O Meer, dein dumpfer Ruf!
Ob flatterten die Mähnen,
Fest grundete der Huf!

Dich eben wollt' ich bänd'gen!
Dich und dein wild Gesprüh
Erräng' ich zur beständ'gen
Provinz der Poesie!

Denn aller Länder Schwelle
Ist dieser Saum der Fluth;
Es brächte jede Welle
Mir eines Volks Tribut.

Auf Sand- und Kiesgestaden
Uebt' ich des Strandes Recht;
Mit Beute reich beladen,
Verließ' ich das Gefecht!

Den Hals dem Rosse klopfend,
Von Tropfen übersprüht:
So ritt' ich, Lieder tropfend, —
Denn jeder würd' ein Lied!

Schon auf das empfängliche Gemüth des Knaben hatten die Wunder der Ferne einen magischen Reiz geübt. Die alte Bilderbibel im elterlichen Hause, die Märchen von „Tausend und eine Nacht", die Reisebeschreibungen Le Vaillant's und Anderer hatten seine jugendliche Phantasie mit einer Fülle von Traumbildern genährt, die jetzt plötzlich Leben und Gestalt empfingen, als er im Hafen von Amsterdam Tag für Tag die großen Kauffahrteischiffe ankommen sah, welche, mit dem Gut aller Zonen befrachtet, den direkten Verkehr mit allen Welttheilen unterhielten. Oftmals noch in später Nachtstunde lockte es ihn aus dem stillen Gemach hinaus, um das Schiffer- und Matrosenleben am Strande zu belauschen:

Hafengang (1832).

Dies nun heiß' ich mein Vergnügen:
An dem Hafen Nachts zu wandeln,
Wo die großen Schiffe liegen,
Die nach fremden Küsten handeln;

Wenn der Wind, die Wolken jagend,
Heulend singt ein wildes Solo,
Und die Meerfluth, Wellen schlagend,
Abprallt von dem festen Molo;

Wenn der Mond, den Sturm verachtend,
Röthlich niederstrahlt, der volle;
Mit trübsinn'gem Blick betrachtend
Den Dreimaster und die Jolle,

Deren Bäume aufwärts ragen,
Auf zu ihm, dem Herrn der Nächte,
Als ob sie ihn wollten fragen,
Ob er bald die Fluth auch brächte;

Wenn aus qualmiger Taverne
Dann ein Schwarm von Ruderknechten
Singt und jubelt, die noch gerne
In der Matte schlafen möchten.

Nackt von Hals, mit weiten Hosen,
Wein und Jugend in den Adern,
Stehn die bräunlichen Matrosen
Auf des Kais gewalt'gen Quadern,

Ihres Schiffes Namen rufend
In die Nacht, trotz Fluth und Winden,
Bis die Schläge ferner Ruder
Der Schaluppe Nahn verkünden. —

Traun, kein trefflicher Vergnügen,
Als am Hafen Nachts zu streifen,
Wo die großen Schiffe liegen,
Wo die farb'gen Flaggen fliegen,
Wappenreiche Leinwandstreifen!

Höchst interessant ist es nun, in den ersten Gedichten aus der Zeit seines Amsterdamer Aufenthalts die Art und Weise zu verfolgen, wie sich aus realistisch dürren und nüchternen Anfängen binnen Kurzem jene für Deutschland ganz neue Gattung deskriptiver Poesie entfaltete, die den unvergänglichen Ruhm ihres Verfassers begründen sollte. Es ist vielleicht nicht überflüssig, daran zu erinnern, daß Freiligrath die tropischen Gegenden, deren Menschen-, Thier- und Pflanzenwelt er mit so lebensvoller Treue geschildert hat, niemals mit eigenen Augen erblickte. Er hatte sich seine ausgebreitete Kenntniß von Ländern und Völkern durch fortgesetzte fleißige Lektüre erworben, und vervollständigte sie jetzt durch einen regen Verkehr mit den Kapitänen und Mannschaften der fremden Schiffe, mit denen ihn schon sein kaufmännischer Beruf in stete Berührung brachte. Bei dem Mangel eigener Anschauung mußte er sich das Lokalkolorit für seine Schilderungen aus hundert und aber hundert Zügen musivisch zusammensetzen, und so herrlich seine gestaltungskräftige Phantasie die endlosen Details später zu einheitlichen Bildern verschmolz, vermochten seine Schöpfungen doch Anfangs diesen künstlichen Ursprung nicht zu verleugnen. Einzelnes klingt beinahe wie die versificirten Notizen eines geographischen Handbuches oder wie die Rekapitulation eines kürzlich durchblätterten Reiseberichts. Man lese beispielsweise ein Gedicht wie das folgende, über dessen trockene Aufzählungen und barbarische Reime der Verfasser in das heiterste Lachen ausbrach, als ich ihn vor einigen Jahren an dasselbe erinnerte:

Der weiße Elephant (1832).

Wohl duften deine Narden,
O Strom der Inder, süß,
Und deine Leoparden
Schmückt ein buntscheckig Vließ.
Der Sieg folgt euren Fahnen,
Berittene Afghanen!
Reich ist an Salanganen
Amboina's Paradies.

O Gangesbraut Bengalen,
Und du, Mahrattenstaat!
Hoch über euren Thalen
Thürmt sich die Kette Ghaut!
O rohrbewachs'ner Boden!
O heilige Pagoden!
O blutbesprengte Soden
Vor der zu Jagernaut!

Des Ganges Welle reinigt
Des Menschen Sinn und Art;
Zum heil'gen Strom beschleunigt
Das Volk die fromme Fahrt.
Die Baumwollkleider sinken;
Sie tauchen und sie trinken;
Die hellen Tropfen blinken
In finstrer Priester Bart.

Auf Laub mit spitzem Griffel
Schreibt sinnend der Brahmin;
Es tragen starke Büffel
Den luft'gen Palankin:
Der Rajah sitzt auf Seide
Im falt'gen Scharlachkleide;
Den Dolch in goldner Scheide;
Der Hukka's Dämpfe ziehn.

Die königliche Boa
  Umschlingt den Pisang-Ast;
Ein Diamant ist Goa,
  Mit Wellen eingefaßt.
In Kalikut's Verhacke
Liegst du in rother Jacke
Auf deines Hengsts Schabracke,
  Sieghafter weißer Gast!

Auf Seide wirkt zu Dakka
  Ein Blumenparadies
Der Weber; auf Malakka
  Schwirrt der langschaft'ge Spieß.
Der Jäger auf dem scheuen
Roß folgt der Spur des Leuen;
Die Rechte des Malaien
  Schwingt den zweischneid'gen Kris.

Mysor's gewalt'ger Sultan,
  Du fielst in blut'ger Schlacht!
Im Abendlicht, o Multan,
  Glänzt deiner Schlösser Pracht!
Wie duftest du nach Bisam,
O Bart von Dekan's Nisam!
Der nackte Sklave mühsam
  Befährt Golkonda's Schacht.

Madras, bunt von Felucken
  Ist deines Hafens Raum!
Grün steht auf den Molukken
  Der würz'ge Nelkenbaum.
Fruchtbar ist deine Lava,
Malaien-Insel Java! —
Doch vor dem Herrn von Ava
  Ist Alles eitler Schaum.

Ihm brüllt im gold'nen Stalle
  Der weiße Elephant.
Es glüht von Stein und Schnalle
  Sein purpurn Stallgewand.
Er steht auf Marmorplatten,
Mit feingeflochtnen Matten
Belegt, und Bambusschatten
  Fällt auf des Stalles Wand.

Er zehrt aus Silberwannen
  Des Irawaddi's Gras;
Ihm duften Weihrauchpfannen;
  Ihm klirrt am vollen Faß
Des Zapfens blanker Schlüssel;
Aus tiefer, goldner Schüssel
Schlürft sein gebogner Rüssel
  Des Araks brennend Naß.

Der goldnen Kette Schlingen
  Fühlt er am Fuße kaum;
Die Glocken läßt er klingen
  An seines Kleides Saum.
Sein Sklave und sein Lenker,
Sein Wärter und sein Tränker,
Der Kornak, führt den Denker
  Aus des Palastes Raum.

Wir haben ihn erbeutet
  Im Kampfe mit Nepaul.
Wie er so stattlich schreitet!
  Ein prächtig Futteral
Schmückt seine weißen Hauer,
Und oben sitzt in blauer
Hoftracht der Betel-Kauer,
  Der Fürst von Birma's Thal.

Der edeln und unedeln
  Metalle Fürst ist der!
Mit bunten Federwedeln
  Kühlt ihn der Diener Heer.
Der Kornak hebt den Stecken,
Triangel schallt und Becken;
Die Menge küßt mit Schrecken
  Den Staub — wer ist, wie Er?!

Gewiß behält man von dieser Lektüre keinen anderen Eindruck, als den einer grellen Mosaik buntscheckiger Steinchen, die aufs willkürlichste an einander gereiht sind, und bei allem gleißenden Farbenschmelz phantastischer Reime kein anschauliches Gesammtbild geben, sondern höchstens, wie die Figuren eines Kaleidoskops, zu abenteuerlich wechselnden Arabesken zusammen schießen. Aber fast jedes neue Gedicht bezeichnet einen glänzenden Fortschritt auf der einmal betretenen und fest inne gehaltenen Bahn. Von wie handgreiflicher Plastik ist gleich das nächste, die

Stimme vom Senegal.

Die Nacht brach an, das Zelt war aufgeschlagen.
Ich stampfte Mais, da plötzlich sah durchs Rohr
Ich einen Reiter nach der Wüste jagen;
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Ich sah ihn lächelnd auf mich niederblicken;
Sein lauter Gruß tönt mir noch jetzt im Ohr.
Wie groß war er! — auf eines Straußes Rücken! —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr!

An seiner Seite hing die Kürbisflasche;
Den Schirm von Blättern hielt er hoch empor;
Voll runden Korns war seine Reisetasche, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Er trieb den Vogel nach des Aufgangs Hügeln,
Mit einem Stab schrieb er den Weg ihm vor.
Auf seinem Nacken, zwischen seinen Flügeln, —
Hoch auf dem Strauße saß der junge Mohr.

Der Vogel trabte, rudernd mit den Schwingen,
Daß ich ihn bald aus dem Gesicht verlor.
Von ferne noch hört' ich den Reiter singen, —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Wir lassen morgen uns am Strome nieder,
Und er vielleicht hält vor Tombuktu's Thor.
Wann seh' den Strauß und seinen Herrn ich wieder? —
Auf einem Strauße ritt der junge Mohr.

Weshalb mag Freiligrath dies stimmungsvolle Wüstenbild aus seiner Gedichtesammlung ausgeschlossen haben? Vielleicht darum weil es nur ein Bild war, das, wie sein künstlerisches Gefühl ihm sagte, sich ungleich besser für den Maler, als für den Dichter, zum Vorwurf eigne. Denn hier galt es keine bewegte Handlung, sondern einen einzigen Moment zu schildern, den das Auge des Beschauers auf der ausgespannten Leinwandfläche des Malers in allen Details zugleich überblicken konnte, während der Dichter genöthigt war, den Gesammteindruck des erschauten Bildes für das Ohr des Hörers in eine Nacheinanderfolge von Einzelzügen zu zerlegen.

Das gleiche Bedenken läßt sich allenfalls gegen die Eingangsstrophen des prächtigen Gedichtes an Afrika erheben — aber welchen hinreißenden Aufschwung nimmt dann sofort der Poet! Mit wie genialer Kraft verkörpert er die gefahrvollen Reize der Tropenwelt unter dem Bilde einer orientalischen Fürstin, welche den kühnen Reisenden mit dem Tode dafür straft, daß er ihren Schleier lüften, ihre räthselhafte Schönheit den Augen aller Welt enthüllen wollte!

An Afrika (1832).

Ihr wunderbaren Zonen,
Du fernes Zauberland,
Wo dunkle Menschen wohnen,
Geschwärzt vom Sonnenbrand;
Wo Alles blitzt und funkelt,
Wo der Sonne Strahlengold
Das rechte Gold verdunkelt,
Das glitzernd in den Flüssen rollt:

Mit Wald und Wüste voll Grauen
Seh' ich euch vor mir stehn;
Die grünen Palmen beschauen
Sich in den blauen Seen.
Wilder Thiere Stimmen erschallen
Aus Felsgeklüft und Höhl',
Und mit gewicht'gen Ballen
Beschwert der Berber das Kameel.

Es wäscht der lockige Neger
Aus Flußsand goldne Körner
Ernst hebt der Himmelsträger,
Der Atlas, seine Hörner
Und seine Felsenkanten,
Von Sonnengluth erhellt,
Und graue Elephanten
Zermalmen schweren Schritts das Feld.

Der Löwe netzt die Mähne,
Und badet sich im Flusse;
Jach schießen braune Kähne
Vorbei mit schnellem Schusse;
Sie rudern ob den Tiefen,
Und tragen Datteln und Harz,
Und Mohrenhäupter triefen,
Und tauchen aus den Wellen schwarz.

Du gluthenreiche Zone,
Der Erde Königsland!
Die Sonn' ist deine Krone,
Sand ist dein gelb Gewand;
Und golden sind die Spangen,
Du königliches Weib,
Die es mit feurigem Prangen
Dir heften um den heißen Leib.

Der Strand, der glühende, nackte,
Mit Klippen und mit Dünen,
Der wunderlich gezackte,
Muß dir als Schemel dienen;
Das Meer, den Schemel säumend,
Der hoch es überragt,
Wäscht deine Sohlen schäumend
Als eine dienstbefliss'ne Magd.

Sinnend auf Scharlachdecken
Ruhst du! — wie licht sie blinken!
Gefleckte Panther lecken
Die Finger deiner Linken,
Weil künstlich deine Rechte,
Mit Ringen reich geschmückt,
Zu einer falben Flechte
Das Mähnenhaar des Leun verstrickt;

Und dann, es lösend wieder,
Ein fünfgezahnter Kamm,
Vom starken Rücken nieder
Des Haares dichten Stamm
Bis abwärts auf die Pranken,
Die scharfen, kämmt und streicht,
Und herrisch die geschlanken
Giraffen durch die Wüste scheucht.

Auf deiner Achsel sitzend,
Mit Plaudern und Geschrei,
In bunten Federn blitzend,
Wiegt sich der Papagei,
Legt seines Schnabels Krümme
Dicht an dein horchend Ohr,
Und schwatzt mit heller Stimme
Dir seltsamliche Märchen vor.

Dein Hauptthaar ziert von Seide
Ein Turban, bunt geblümt;
Ein köstliches Geschmeide,
Wie es Sultanen ziemt,
Aus tausend kleinen Ringen
Zur Kette fest vereint,
Legt sich mit goldnen Schlingen
Um deinen Hals, den Gluth gebräunt.

Wer hat dich je gesehen
In deiner ganzen Pracht?
Waldhüllen, dichte, wehen
Mit dunkelgrüner Nacht
Vor deinem Türkenbunde,
Vor deiner Wange Sammt,
Vor deinem Purpurmunde,
Vor deinem Aug', das düster flammt.

Keiner, der ohne Schleier,
O Königin, dich sah!
Wohl trat dir mancher Freier
Mit keckem Schritte nah;
Die Schleier wollt' er heben,
So dein Gesicht umziehn,
Doch büßen mit dem Leben
Mußt' er sein Wagstück, allzu kühn.

Von deinem Thron mit Dräuen
Erhobst du zürnend dich:
„Schüttelt die Mähne, Leuen!
Zerreißt ihn, kämpft für mich!
Sonne, dein Strahlenfeuer
Entschleudre deinem Zelt,
Auf daß es dem Entweiher
Versengend auf den Scheitel fällt!

„Giftwinde, eurem Qualme
Erliege seine Kraft!
Bei jeder Dattelpalme
Schreck' ihn ein Lanzenschaft!
Ihr Neger mit dem krausen
Haarwuchs, bringt mir sein Blut!
Laßt eure Pfeile sausen,
Und trefft das Herz des Frevlers gut!"

Da springt mit wildem Satze
Der Leu, und brüllt vor Lust,
Und schlägt die breite Tatze
In des Erschöpften Brust;
Da grinst aus jedem Strauche
Ein Mohrenkrieger schlank,
Da fegt mit gift'gem Hauche
Der Smum die dürre Wüste blank.

In seines Renners Flanke
Drückt der Dschaloff den Sporn —
Wie mag der müde Blanke
Entrinnen solchem Zorn?
Blutend aus tausend Wunden
Stürzt auf den Sand er hin;
Den Tod hat er gefunden
Durch dich, furchtbare Sultanin!

Die er enthüllen wollte
Den Augen aller Welt,
Und die darob ihm grollte
In ihrem Palmenzelt!
Er wollte dich verklären
In deinem Heiligthum —
Wie mochtest du ihm wehren,
Was er begann zu deinem Ruhm?

Die nach dem Blute dürsten,
Des weißen Manns dich sahn,
Dehmüth'ge Negerfürsten,
Sie bieten es dir an.
Du schwingst das goldne Becken
So licht das Blut umblitzt,
Daß mancher Purpurflecken
Auf deinen grünen Schleier spritzt.

Die schwellenden Lippen drückst du
An des Gefäßes Rand;
Mit wildem Lächeln blickst du
Auf den goldgelben Sand.
Im Sande ruht die Leiche;
Die Sonne brennt gar heiß; —
Durch Zeiten und durch Reiche
Klingt deiner todten Buhlen Preis!

Es ist um so bewundernswerther, daß Freiligrath so rasch die entsprechende künstlerische Form für seine fremdartigen Stoffe fand, als ihm hier in der ganzen deutschen Literatur kein Vorbild zu Gebote stand. Das einzige Muster, von dem er lernen konnte, und dessen Einfluß auf seine poetische Entwicklung sich unschwer nachweisen läßt, war das Haupt der neufranzösischen Romantiker, Victor Hugo. Dieser hatte vor Kurzem in verwandter Art Bilder aus dem Oriente mit brennenden Lokalfarben gemalt, und sich nicht auf die Einführung neuer Stoffe in die Poesie beschränkt, sondern auch den seit Jahrhunderten feststehenden Kanon der künstlerischen Form durch die Aufstellung neuer metrischer und ästhetischer Gesetze vielfach mit Glück durchbrochen und erweitert. Der deutsche Dichter trat in die Spur des Franzosen; zu direkter Nachahmung ließ er sich durch sein Vorbild indeß nur selten verlocken, — am auffälligsten wohl in dem Gedichte „Die Magier", dessen erste Strophen, ohne den mindesten Anklang an ein bestimmtes Hugo'sches Gedicht, doch der Manier des Letzteren zum Verwechseln ähnlich sehn:

Wie wenn Phiolen, die der Meister,
Bannworte murmelnd, wohl verpicht,
Mit kecker Hand ein junger, dreister
Lehrling der Zauberkunst zerbricht;

Urplötzlich füllt das wunderliche
Gemach ein leichter, blauer Rauch,
Narkotisch steigen Wohlgerüche
Aus der geborst'nen Flasche Bauch;

Und wie die Menge der zerstreuten
Duftflocken sich zusammenballt;
So werden sie zu des befreiten
Elementargeists Lichtgestalt;

Zum Dank, daß er zerbrach das Siegel,
Das seinen Kerker lange Zeit
Schloß, will er jenem seine Flügel
Leihn, und der Erde Herrlichkeit

Ihm zeigen: — so aus süßen Düften
Des Weihrauchs, die der Kirche Chor
Durchziehn, tritt riesig, um die Hüften
Den Gurt, ein Genius hervor.

Sandalen trägt er an den Sohlen;
Es ist ein Geist der Wüstenei.
Im Weihrauch schlief er; dieser Kohlen
Gluth machte den Gebundnen frei. 2c. 2c.

Hier sind in der That weniger die Vorzüge, als die bizarren Seltsamkeiten der Victor Hugo'schen Poesie — die langathmig in einander geschachtelten Satzperioden, das bis zur Auflösung alles rhythmischen Wohlklangs getriebene Zerknicken der Versab-

schlüsse — in nicht zu rechtfertigender Weise nachgebildet. Und so weit war doch selbst der französische Dichter in seiner Rebellion gegen das überlieferte Formprincip niemals gegangen, daß er, der Freiheit des Enjambements zulieb, völlig tonlose Partikeln, Geschlechts- und Fürwörter in die Reimstellung gebracht hätte, wie Freiligrath es Anfangs zuweilen geflissentlich that.*) Eher mag Victor Hugo's Vorgang die Verantwortung für manches drastische, aber darum nicht immer poetische Bild tragen, das uns in den älteren Gedichten seines jungen Verehrers und Nachfolgers aufstößt; so, wenn er die blutroth im Nebel versinkende Sonne mit dem in der Schale ruhenden Haupte des Täufers vergleicht, oder wenn er die flatternd zerrissenen Wolkenstreifen die „regenschwangeren Nadelkissen" der Tanne nennt, oder wenn er ein andermal ausruft:

Ich bin Seneca,
Als in die Wanne rauschten seine Adern!
Die Dichtkunst sagt zu meinem Leben: flieh!
Mein Nero, weh mir! ist die Poesie.

Die Hauptsache indessen bleibt, daß das Beispiel des französischen Romantikers ihm den Muth verlieh, mit gewissen Zopfregeln des künstlerischen Herkommens zu brechen, und die poetische Sprache dadurch erfolgreich von den unnatürlichen Fesseln eines farblos nüchternen und glatten akademischen Stils zu befreien, der ihr jede Frische und Originalität zu rauben drohte. Wie in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts das Studium des klassischen Alterthums unsere Dichter schließlich dazu verleitet hatte, der deutschen Verskunst, statt ihres uralten rhythmischen Gesetzes der betonten Hebungen, die quantitirende Messung der Griechen und Lateiner aufzwingen zu wollen, und den ganzen mythologischen Apparat des Olymps, die ganze äußerliche Technik des hellenischen Dramas mit seiner Schicksalsidee und seinen Chören, den epischen Vers des Hexameters und das pomphaft schwerfällige Odenmaß auf den Boden unsrer Literatur zu verpflanzen, so hatte im ersten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts das Studium der orientalischen Dichtung unsere Poeten zu einer eben so sklavischen Nachahmung aller Verskünsteleien der morgenländischen Völker verlockt, und durch all diese Makamen und Ghaselen zwar die Gewandtheit unsrer Sprache zu den zierlichsten Eiertänzen abermals glänzend dokumentirt, dafür aber die Kunst des Gesanges mehr und mehr zu einem müßigen Gaukelspiele herabgedrückt. Anders Freiligrath, der in geradezu entgegengesetzter Art seine

*) Hier ein paar Beispiele:

Er lässet Schiffe scheitern, und
Er lässet sie zu Grunde gehen. —

Wie ein Märchenpallast der
Sultanin Scheherezade. —

Ein Reitertrupp! Der Aga der
Eunuchen, Jussuf! — „Bringt ihn her!" —

Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, der im Wind den Ast schlägt, dran er hanget. —

Bis das Gespann urplötzlich wieder seinen
Huf klirrend auf das Pflaster setzt.

Dichterphantasie nicht an den todten Formen und dem gelehrten Inhalte der orientalischen Literatur, sondern an der bunten Lebenswirklichkeit des Ostens befruchtete. Allerdings rief die kecke Neuheit seiner Töne manches Achselzucken bei den gestrengen Kunstrichtern hervor. Freiligrath, sagten sie, flieht mit seiner Dichtung auf das Meer, in die Wüste hinaus, er sucht nach pikanten, abenteuerlichen Stoffen, fremdartigen Bildern und seltsam klingenden Reimen, um den Geschmack des Publikums durch unnatürliche Reizmittel zu bestechen. Zugegeben, daß in seinen älteren Gedichten manches geschmacklose Bild, mancher barbarische Reim uns stutzen macht, müssen wir doch vor Allem bekennen, daß Freiligrath nicht, wie Rückert, Platen und Andere, auf Nachahmung fremdländischer Formen und Stoffe ausging, sondern durchaus selbständig und frei uns in deutschen Formen mit dem Leben und der Anschauungsweise entlegener Nationen vertraut machte, und hiedurch mehr zur Verwirklichung des Gedankens einer Weltliteratur beigetragen hat, als die gelehrten Orientsänger der Neuzeit. Besonders in seinen späteren Gedichten sind ausländische Worte oft so künstlerisch mit deutschen Versmaßen verwebt, daß uns die Einheit der Völker aus dieser Verschmelzung gleichsam symbolisch zum Bewußtsein gelangt. So wenn er die Klänge der Marseillaise und der Parisienne in die Schlußstrophe seines Gedichtes zur Begrüßung der Februarrevolution verflicht:

Ja, fest am Zorne halten wir,
Fest bis zu jener Frühe!
Die Thräne springt ins Auge mir,
In meinem Herzen singt's: „mourir,
Mourir pour la patrie!"
Glückauf, das ist ein glorreich Jahr,
Das ist ein stolzer Februar —
„Allons, enfans!" — „mourir, mourir,
Mourir pour la patrie!"

Von weit größerem Gewicht erscheint uns die Frage: warum Freiligrath den ausgetretenen Gleisen vaterländischer Stoffe entfloh. Zur Hälfte war es gewiß die jugendlich ungestüme Sehnsucht nach den unbekannten Wundern der Ferne, welche ihn aufs Meer und in die Wüste trieb. Aber es trat noch ein anderes Moment hinzu, über das uns der Dichter nicht in Zweifel läßt. Ekel und Widerwillen an den Zuständen unseres Kulturlebens nennt er an vielen Stellen seiner ersten Gedichtesammlung unverhohlen als den Grund seiner Wanderlust. Ueber die Ursachen der Verderbtheit der europäischen Gesellschaft ist er damals noch nicht zu reifem Nachdenken gelangt; er empfindet nur diese Verderbtheit selbst, und läßt sich oftmals zu blindem Hasse gegen eine Weltordnung entflammen, in welcher alle Tiefe und Frische verloren geht. Er hält es daher mit Allen, welche die Gesellschaft ächtet und verstößt. Der schlittschuhlaufende Neger im Norden; der gefangene Mohrenfürst, welcher im Kunstreitercirkus die Trommel schlägt; der von den Sbirren erschlagene Bandit und sein Begräbniß im einsamen Walde; Piraten und Geusen — das sind die Stoffe, denen er sich mit geheimer Sympathie zuwendet, ja, mit denen er sich nicht selten so vollständig identificirt, daß er einmal sogar dem Netze strickenden Negerkrüppel zuruft:

Die Hand gieb, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an! Cap Verd! Der Niger!
Und — mein Gedankenreich!

Am bittersten grollt sein Unmuth in dem Liede, wo er die Indianer zur Abschüttelung des Joches der Weißen mahnt:

Bietet Trotz, ihr Tätowirten,
Eurer Feindin, der Kultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionären
Aus den Händen schlagt das Buch!
Denn sie wollen euch belehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Weh, zu spät! Was hilft euch Säbel,
Tomahawk und Lanzenschaft?
Alles glatt und fashionable!
Doch — wo Tiefe, Frische, Kraft?

Der Haß des Poeten wider die schale Prosa der ihn umgebenden Welt spricht aus jeder Zeile; selbst dem sterbenden Walfisch legt er die Worte in den Mund:

— — — — — — — — — O miserable Menschenbrut!

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk! wie bebten sie, da sie vernahmen mein Geschnauf!
Wie trostlos auf der Dün' ihr Dorf mit seinen dumpfen Hütten steht!
Und — bist Du besser denn, als sie, der du mich sterben siehst, Poet?

Ich wollt', ich wäre, wo das Meer und wo die Welt ein Ende nimmt,
Wo krachend in der Finsterniß der Eispalast des Winters schwimmt.
Vielleicht, ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert, und stieße mir
Das jäh gezückte durch die Brust, so stürb' ich wenigstens nicht hier!

Vergleichen wir mit dieser Klage das bekannte Gedicht: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren", so sehen wir in demselben den gleichen Grimm über die kalte, superkluge Erbärmlichkeit einengender Verhältnisse mit glühender Leidenschaft nach Ausdruck ringen.

In allen diesen Liedern begegnet uns eine phantastische Ueberschätzung kulturloser Wildheit, eine ungerechte Verkennung des gesellschaftlichen Fortschritts, weil der Verfasser es noch versäumt hatte, sich über die letzten Gründe der heutigen Lebensgestaltung klar zu werden, und sich einseitig von seinem Widerwillen gegen die Poesielosigkeit dieses Lebens beherrschen ließ. Man wird aber zugeben müssen, daß ein solcher Widerwille seit je bei einem Dichter vorhanden war, der so stürmisch seinen Verhältnissen entfloh, und mehr als einmal selbst den Untergang dieser verruchten Erde prophetisch besang. Die Gedichte „Drei Strophen" und „Anno Domini . . . . ?" sind Zeugen einer derartigen Stimmung. Wie einst der Frankenkönig Chlotar, heißt es in der letztgenannten Vision, die Sünderin Brunhilde an einen wilden Hengst fesseln und durchs Lager schleifen ließ,

So wird dereinst — hört mich, ihr Kalten und Verständ'gen —
Der Herr ein feurig Roß, das flammend in unbänd'gen
Kourbetten schießt durch den Abgrund des Raumes hin,
Den feurigsten von den Kometen wird er senden,
Und wird an dessen Schweif mit seines Zornes Händen
Die Erde fesseln, die bejahrte Sünderin.

Am schönsten und gerechtesten aber verherrlicht Freiligrath seine Flucht aus der Gesellschaft in dem Cyklus: „Der ausgewanderte Dichter." Ueber das eigentliche Wesen seiner bisherigen Poesie mag uns eine Strophe aus dem 1839 verfaßten „Roland" belehren:

All meine Lieder — Nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren,
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodien,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Je mehr Freiligrath so von seinen Liedern sich in die Wildniß begleiten ließ, desto trüber erkannte er die Unmöglichkeit einer Befriedigung seiner Ideale innerhalb der bestehenden gesellschaftlichen Kultur, und bald auch (wie in dem „ausgewanderten Dichter") innerhalb der kulturlosen Wildheit. Auf der Uebergangsstufe seiner Entwicklung erschien ihm daher (wie in den Gedichten „Bei Grabbe's Tod", „Der Reiter" u. a.) die Dichtung als ein Fluch, der uns doppelt elend macht, weil er uns doppelt schmerzlich den Widerspruch zwischen Ideal und Leben empfinden läßt. Allein bald trug ihn die Macht seiner tief innersten sittlichen Ueberzeugung über den persönlichen Unmuth hinweg. Diese Ueberzeugung gab ihm die feste Gewähr des Sieges, weil er sich als eins mit der Menschheit empfand, und so schließt er schon jene älteste Gedichtesammlung mit dem herrlichen Bannerspruch an Eduard Duller:

Ich fühl's an meines Herzens Pochen:
Auch uns wird reifen unsre Saat!
Es ist kein Traum, was ich gesprochen,
Und jener Völkermorgen naht!
Ich seh' ihn leuchten durch die Jahre,
Ich glaube fest an seine Pracht;
Entbrennen wird der wunderbare,
Und nimmer kehren wird die Nacht!

Wir aber reiten ihm entgegen;
Wohl ist er werth noch manchen Strauß.
Wirf aus die Körner, zieh den Degen;
Ich breite froh das Banner aus;
Mit festen Händen will ich's halten,
Es muß und wird im Kampf bestehn;
Die Hoffnung rauscht in seinen Falten!
Und Hoffnung läßt nicht untergehn!

In der ersten Periode der Freiligrath'schen Poesie stört uns bei aller Bilderpracht bisweilen der Umstand, daß der Dichter sich ziemlich einseitig mit der Abspiegelung äußerer Gegenstände begnügt, und daß jenen brillanten Schilderungen minder eine tiefere Absicht, als ein kindliches Behagen, eine sinnliche Freude an den Dingen um ihrer selbst willen zu Grunde liegt. Das Bild ward ihm nicht immer Symbol eines Gedankens, einer Empfindung, sondern bleibt häufig sich selber Zweck. Andere Reisende, sagt er in dem Gedichte „Heinrich der Seefahrer", bringen werthvollere Schätze von ihren Entdeckungsfahrten heim: der Schiffer Gold und edle Gewürze, der Weise die tiefsinnigen Sprüche fremder Lehre —

Ich, aus Ländern, wo des Lichts
Aufgang, aus den buntgestickten
Türkenzelten, bringe Nichts,
Als die Bilder des Erblickten —

und ein andermal vergleicht er sein Leben den wunderlichen Traumgesichten jenes Perserkhans, der, mit dem Kopf in eine Wasserkufe tauchend, nie geschehene Märchen zu erleben glaubte. Die gleiche Selbstanklage durchhallt die ernste Rückschau auf das vergangene Jahr, in welcher der Dichter sich beim Blätterfall des Herbstes bekennt, daß er in phantastischen Träumen die Ferne durchschweift habe, statt zu leben, und die Mahnung an sich ergehen fühlt:

Wach auf! kehr' ein im eignen Hause!
Du Sinnender, besinne dich!

So war es denn kein Abfall von seiner früheren Richtung, sondern eine gesunde, naturgemäße Entwicklung, als Freiligrath sich einige Jahre nachher den „verjährten

Wüstenstaub aus dem Hirne wusch", die „Kameele und Leuen zum Teufel" jagte, die ihm den Spottnamen des „van Aken der deutschen Poesie" zugezogen hatten, sich „den Orientalen" ernstlich verbat, und sein Einleitungsgedicht in „Das malerische und romantische Westfalen mit den Worten schloß:

> Ans Herz der Heimat wirft sich der Poet,
> Ein Anderer, und doch derselbe!

Das „Glaubensbekenntniß" ist die Uebergangsstufe des Dichters zu einer bewußt freisinnigen Weltanschauung, und enthält schon alle Keime seiner späteren socialen Poesie. Wir hoffen, es wird aus unserer Betrachtung seiner älteren Gedichte klar geworden sein, daß Freiligrath mit innerer Nothwendigkeit der Revolution zutrieb, und daß er Recht hatte, mit Chamisso zu sagen: „Ich bin nicht von den Tories zu den Whigs übergegangen; aber ich war, wie ich die Augen über mich öffnete, ein Whig." Noch zu Anfang des Jahres 1843 spottete er in einem wenig bekannten Sonnette (dasselbe steht einzig in der amerikanischen Gesammtausgabe seiner Werke) über die deutschen Nachahmer Béranger's, mit denen nur Herwegh und Gaudy gemeint sein können:

> Wo sind die Adler, die mit kühnem Feuer
> Aus unsern Wäldern auf zur Sonne flogen?
> Und die gesangreich prächt'ge Kreise zogen,
> Wohin entflohn die Schwäne doch vom Weiher?
>
> Wo sind die süßen Nachtigallen heuer?
> Und wo die Lerchen? Haben zorn'ge Wogen
> Um ihre Rückkehr neidisch uns betrogen?
> Zerbrach ein Sturmwind ihrem Flug das Steuer
>
> Sie sind verstummt, ach! oder sind gestorben!
> Kein Adler mehr in deutschen Dichterhainen!
> Schwan, Lerche, Sprosser — hin sind ihre Tage!
>
> Ein neu Geschlecht doch haben wir erworben:
> Es brüstet sich mit gallischen Refrainen
> Ein Gimpel Béranger's auf jedem Hage!

Wenige Monde darauf stimmte er in den vorherrschend politischen Gedichten selber manchmal die Weise Herwegh's an, über den hinaus eben in dieser Richtung kaum ein Fortschritt möglich war; das Gedicht „Ein Patriot" ist sogar den Spottliedern Gaudy's nachgebildet — dennoch unterscheiden sich auch die politischen Gedichte von allem Aehnlichen durch eine plastische Fülle und Kraft, manchmal Derbheit des Ausdrucks, die von keinem anderen Freiheitsfänger der vierziger Jahre erreicht ward. Freiligrath hat das Verdienst, jede schönrednerische Phrase aus seinen Dichtungen verbannt, Alles unbedenklich mit seinem rechten Namen getauft, und dadurch von Neuem den Beweis geliefert zu haben, daß die wahre Poesie nicht in einem blendenden Wortschwall oder einer künstlichen Versbildung besteht. Ohne diese frische Natürlichkeit der Sprache und Form hätten auch seine früheren fremdartigen Stoffe niemals eine so allseitige Theilnahme gefunden. Seine vollste Originalität legt aber der Dichter dort an den Tag, wo er mit keckem Muth die Gesellschaftsübel in ihrem innersten Kern entblößt, und eine durchaus neue Weltordnung begehrt. Die ersten Klänge dieser socialen Poesie sind

im „Glaubensbekenntniß“ vor Allem die zwei Gedichte „Vom Harze“ und „Aus dem schlesischen Gebirge“. — Aber noch ist der Tag der Entscheidung nicht da, noch würde der Kriegsruf des Dichters machtlos verhallen. Wie das Weib Hofer's zu rechter Stunde die Späne der Verkündigung in die Wellen des Passer warf, um das Volk zum Kampfe zu rufen, so möchte auch der Poet seine Lieder dereinst als blutige Späne in den Streit der Tageswogen entsenden:

Noch harr' ich in mich selbst versunken!
Nur dann und wann blitzt auf ein Funken
Der Gluth, die meine Brände brennt!
Nur dann und wann mit frischem Munde
Geb' einen Blutspan ich der Stunde
Von denen, so die Passer kennt!

Was hülfen mehr? Schleicht doch in Dämmen
Ihr Wasser heut! — Doch überschwemmen
Wird einst das Land sie, kühn zu schaun!
Dann tret' ich vor mit Blut und Mehle —
Frei weht die Eiche meiner Seele,
Ich glaub', ich werde Späne haun!

Näher und näher empfand der Poet das Wehen der neuen Zeit, das schwüle Vorgewitter einer zum Losbruch reifen Revolution. In seiner Klage um „Leipzig's Todte“ und mehr noch in den sechs Gedichten „Ça ira!“ verkündet er als sicherer Prophet die Anzeichen des heraufziehenden Sturmes. Seine Marseillaise „Vor der Fahrt“ predigt den völligen Bruch mit der bestehenden Gesellschaft. Die überlebten Formen des Staates, der Kirche und des Privateigenthums sind ihm die Feinde, zu deren Bekämpfung er die Menschheit in das Schiff der Revolution springen heißt:

Es ist die einz'ge richt'ge Fähre —
Drum in See, du kecker Pirat!
Drum in See, und kapre den Staat,
Die verfaulte schnöde Galeere!

Doch erst bei schmetternden Drommeten
Noch eine zweite wilde Schlacht!
Schwarzer Brander, schleudre Raketen
In der Kirche scheinheil'ge Jacht!
Auf des Besitzes Silberflotten
Richte kühn der Kanonen Schlund!
Auf des Meeres rottigem Grund
Laß der Habsucht Schätze verrotten!

Frisch auf denn, springt hinein! Frisch auf, das Deck bemannt!
Stoßt ab! Stoßt ab! Kühn durch den Sturm! Sucht Land, und findet Land!

Mit staunenswerther Klarheit beschreibt Freiligrath schon 1846 in dem Gedichte „Wie man's macht“ den Berliner Zeughaussturm und die übrigen Ereignisse der achtundvierziger Märztage. Und als nun endlich das Wetter der Revolution sich entlud — mit wie hellem (fast einzig hellem!) Blick verfolgte er den Verlauf der Bewegung, und warnte mit glühenden Worten vor der unseligen Halbheit, die sich mit eitlen Versprechungen der Fürsten begnügte, und nach wenigen Monden sich das Heft der Freiheit wieder aus der Hand winden ließ! Die Gedichte auf den Oktoberaufstand in Wien, auf die standrechtliche Erschießung Robert Blum's, auf den Heldenkampf der Ungarn, auf die Unterdrückung der „Neuen Rheinischen Zeitung“ waren eben so flammende Weckrufe des Poeten, wie sein berühmtes Gedicht „Die Todten an die Lebenden“, das ihm eine mehrwöchentliche Untersuchungshaft und eine strafrechtliche Anklage zuzog, die am

3. Oktober 1848 zur öffentlichen Verhandlung vor dem Schwurgerichte zu Düsseldorf kam und mit seiner glänzenden Freisprechung endete.

Um jene Zeit machte ich zuerst die persönliche Bekanntschaft Freiligrath's. Ein kecker Bursch von neunzehn Jahren, hatte ich mit Begeisterung die Erhebung des deutschen Volkes und meines engeren Vaterlandes Schleswig-Holstein begrüßt. Von den Bänken des Gymnasiums war ich auf den Kriegsschauplatz im Norden geeilt und in dem unglücklichen Treffen bei Bau, am 9. April, in dänische Kriegsgefangenschaft gerathen, aus welcher mich und meine Kameraden erst im September der schmachvolle Waffenstillstand von Malmö erlöste. Als der Schnee des Winters vor dem ersten Lächeln der Frühlingssonne zerschmolz, war ich einer Welt entrückt worden, die in stürmischem Jubel alle Ketten politischer Knechtschaft abgestreift hatte und ein großes Freiheits- und Verbrüderungsfest der Völker beging. Nun kehrte ich in den ersten Tagen des Herbstes aus der Fremde, wo ich fünf Monate auf dem Rumpf eines abgetakelten Kriegsschiffes im Sunde gesessen, in die Heimath zurück, und der erste Blick belehrte mich, daß diese Spanne Zeit genügt hatte, der Kontrerevolution überall in Europa den Sieg zu verschaffen. Kein Wunder, daß mich der wildeste Schmerz ergriff, und daß die zürnenden Gedichte Freiligrath's mir den sehnsüchtigen Wunsch erregten, dem Manne die Hand zu drücken, der meinen eigenen Gefühlen einen so beredten Ausdruck lieh, wie meine schwache Jünglingsstimme es nimmer vermocht hätte. Anastasius Grün und Lenau, Herwegh und Freiligrath waren die leuchtenden Vorbilder gewesen, deren freiheitstrunkene Lieder in meinem Herzen den ersten Funken der Poesie geweckt hatten. Eine kleine Sammlung politischer Gedichte, die ich bei meiner Heimkehr aus der Kriegsgefangenschaft drucken ließ, trug als Motto einige Verse aus den Februarstrophen Freiligrath's — sie gab mir den Muth, auf der Reise zur Universität das Büchlein dem so hoch von mir verehrten Dichter zu überreichen.

Derselbe wohnte damals auf dem Dorfe Bilk bei Düsseldorf, dicht neben der Kirche, und war erst vor wenigen Tagen aus der Haft entlassen worden. Er empfing mich mit herzgewinnender Freundlichkeit, und machte mich mit mehreren seiner Freunde, Malern und Schriftstellern, bekannt. Unter Andern führte er mich in das Atelier Hasenclever's, dessen humoristische Genrebilder aus der Jobsiade und dem deutschen Spießbürgerleben der süßlich sentimentalen Richtung der Düsseldorfer Schule ein gesundes Gegengewicht gaben, und der mit offenem Sinn für die sociale Seite der achtundvierziger Revolution kürzlich ein Gemälde „Stadtrath und Arbeiter" vollendet hatte, das noch auf der Staffelei stand. Der joviale Mann improvisirte rasch einen Zechtisch, indem er das Bild herab nahm und es, die Rückseite nach oben gekehrt, auf die Lehnen zweier Polsterstühle legte. Dann holte er Gläser und Flaschen aus der Ofenecke hervor, und bald vertieften wir uns in ein heiteres Gespräch über Kunst und Poesie. Mochte nun der feurige Walporzheimer oder die anregende Unterhaltung mir die Anfangs schüchterne Zunge gelöst haben, ich plauderte lebhaft und unbefangen mit. „Das ist doch kein so steinerner Gast," sagte der Maler in seinem breiten rheinländischen Dialekte scherzend zu Freiligrath, „wie der Schweizer Poet, den du mir neulich brachtest. Der leerte schweigend sein Glas und schlang verdrossen sein Roastbeef hinab, und sprach zwei geschlagene Stunden lang kaum ein Wort. Daß er Fleisch essen und Wein trinken kann, glaub' ich schon, denn das hab' ich gesehen; aber daß der all seiner Lebtage ein gescheites Lied zu Stande bringt, glaub' ich nimmer. Wird wohl solch ein Stubenhocker sein, der hinterm Ofen den Frühling besingt!" Mit Eifer erwiderte Freiligrath: „Fehlgeschossen, alter Knabe! Der ist ein

rechter Poet von Gottes Gnaden, dem nur der innere Zwiespalt, das unsichere Schwanken in der Wahl seines Berufes, manchmal den Mund verschließt. Du weißt, daß er Maler war, und sich jetzt ganz der Literatur zu widmen gedenkt. Alles gährt in ihm, er ringt noch umhertastend nach der Form für die Gedanken, die ihn bewegen, er studirt, trotz seiner fast dreißig Jahre, jetzt in Heidelberg Philosophie und Naturwissenschaft mit einer Leidenschaft, die ihm Kopf und Herz ganz in Anspruch nimmt, da mag er immerhin Fremden gegenüber befangen sein — aber gib Acht, vor dem wirst du einst noch den Hut ziehen und ihm in tiefster Seele das Unrecht abbitten, ihn so falsch beurtheilt zu haben!" — „Erinnern Sie sich meines Disputes mit Hasenclever?" fragte mich Freiligrath, als er mir drei Jahre später in London mit freudestrahlendem Antlitz die eben erschienenen „Neuen Gedichte von Gottfried Keller" in die Hand gab. „Es macht mir doch Vergnügen, daß ich in der unscheinbaren Raupe, die so blöde und linkisch einher kroch, damals schon den schönen Schmetterling erkannt habe, der sich jetzt so heiter und lebensfroh in den Lüften wiegt. Freilich bedurfte es dazu keines Prophetenblicks! Wer, wie ich, selber in seiner Jugendzeit den Druck einer schiefen Lebensstellung schmerzlich empfunden hat, fühlt dergleichen leicht auch bei Andern heraus. Lesen Sie das Buch — es wird Ihnen einen hohen Genuß gewähren. Dieser neue Poet war von Jugend auf ein freies Gemüth, schon im Sonderbundskriege schlug er sich wacker mit Pfaffen und Finsterlingen herum — aber nun hat er sich bei der Wissenschaft die Bestätigung seiner freien Lebensanschauung geholt, und schmettert aus genußfreudiger Seele so frisch und keck seine Weisen, wie die Lerche droben im reinen Blau, als könnte es gar nicht anders sein, als gäbe es keinen Kampf und Streit da drunten auf der Erde, keine Duckmäuserei und Zerrissenheit, nur lauter frühlingstrunkenen Jubel und Lust und Seligkeit!"

Von den literarischen und politischen Gesprächen, die Freiligrath bei jener ersten Begegnung mit mir pflog, ist mir im Uebrigen nicht viel in der Erinnerung geblieben; um so lebhafter entsinne ich mich einer humoristischen Scene, deren Zeuge ich zufällig ward. Ich hatte mich noch nicht lange mit dem Dichter in seiner Wohnung unterhalten, als das Dienstmädchen eintrat und einen Besuch meldete. „Wer ist's?" erkundigte sich Freiligrath. „Ich weiß nicht," antwortete das Mädchen, — „so ein Mann und eine Madam; sie sagen, daß sie Sie nothwendig gleich sprechen müßten." — „Gut, führe Sie herein!" Gleich darauf schoben sich zwei wunderliche Gestalten ins Zimmer. Der Mann, schlecht gekleidet, schlottrig und dürr, drehte verlegen seine Mütze in der Hand; die Frau, rund und wohlgenährt, mochte über die Fünfzig sein, und schien ihren Begleiter durch ein lebhaftes Geberdenspiel zum Reden zu ermuthigen. „Wir wollten — wir dachten — nehmen Sie's nicht für ungut," stotterte der Mann. „Ach was!" sagte die Frau, ihn mit einem sanften Stoß in die Rippen beiseit schiebend, „Du hast niemals Kourage. Wie sollte der Herr Freiligrath böse sein, daß wir zu ihm kommen? Laß mich nur reden! Sehen Sie, Herr Freiligrath, wir sind Orgelleute, und wir waren gerade in Koblenz, als die Nachricht von Ihrer Freisprechung kam. Weißt du was, sagte ich zu meinem Mann, da müssen wir nur gleich mal nach Düsseldorf, um dem Freiligrath zu gratuliren. Und dann mußt du ihn bitten, daß er uns ein Lied für die Drehorgel schreibt, recht so was gruselig packendes, wie das von den Todten an die Lebendigen. Sehen Sie, wir bezahlen sonst immer einen Thaler für die neuen Lieder, und doch sind sie lange nicht so schön, wie Ihr Gedicht. Und dann wollten wir ein großes Bild dazu malen lassen, so ein Mordgeschichtenbild, wie Sie von den Gensdarmen ins Gefängniß geschleppt werden,

und wie Sie bei Wasser und Brot auf dem Stroh liegen, und wie Sie vor Gericht stehen und sich vertheidigen, und in der Mitte soll Ihr Kopf gemalt werden, mit den langen Haaren, sechsmal so groß wie das schwarze Steindruckbild, das seit einigen Wochen in allen Schaufenstern hängt." Freiligrath hatte gut remonstriren — alles Reden half ihm zu Nichts, die Frau bat nur um so eindringlicher. „Ach, zieren Sie sich doch nicht so," sprach sie auf ihn ein; „wir haben sechs Melodien auf unserem Kasten, da können Sie sich ja eine aussuchen, die Ihnen am besten gefällt. Und wenn Sie sagen, daß es mit dem Gedichtemachen nicht so schnell geht, wir haben immer bis morgen oder übermorgen Zeit; und wenn Ihnen ein Thaler zu wenig ist, können wir Ihnen auch zwei geben, weil Sie es sind." Um die braven Leute, die er vergeblich zu belehren suchte, daß er kein Drehorgelliederfabrikant sei, nicht zu kränken, griff Freiligrath endlich zu einer humoristischen Ausflucht. „Es gibt in Düsseldorf ja noch andere Dichter," sagte er, „die gewiß bessere Lieder machen, als ich. Gehen Sie zu meinem Freunde Dr. Wolfgang Müller — der schreibt Ihnen vielleicht eins; — besonders wenn Sie ihm zwei Thaler dafür bieten," fügte der Schalk hinzu.

Kurz darauf zog Freiligrath nach Köln, wo er in die Redaktion der von Karl Marx gegründeten „Neuen Rheinischen Zeitung" eintrat. Ich sandte ihm einen Aufsatz ein, der unter dem Titel „Die Kroaten in Bonn" die Schilderung einiger rohen Excesse enthielt, die der Kapellmeister eines rheinischen Infanterieregiments gegen eine demokratisch gesinnte Dame verübt hatte, in deren Hause er einquartirt war. Freiligrath antwortete mir: „Sie werden Ihre „Kroaten" im heutigen Feuilleton finden. Diese Geschichten sind ja haarsträubend. Aber die Rache wird süß sein! Wäre der offene Kampf, Mann gegen Mann nur erst da!" Als die Zeitung ein Halbjahr später durch eine polizeiliche Willkürmaßregel unterdrückt und Freiligrath durch beständige Haussuchungen und Vorladungen chikanirt wurde, schrieb er mir bei Rücksendung eines Manuskriptes: „Entschuldigen Sie meine Saumseligkeit mit den Wirren, die der letzte Monat über mich gebracht hat, und mit der geistigen Gedrücktheit, die mit mir jetzt wohl Jeder fühlt, der es mit der Freiheit redlich meint."

Und fürwahr, redlicher hat es Keiner mit der Freiheit gemeint, als dieser schlichte, bescheidene Mann, der, ohne das geringste Aufheben davon zu machen, seiner politischen Ueberzeugung jegliches Opfer brachte. Seine nächsten Freunde, die Redakteure der „Neuen Rheinischen Zeitung", waren schon bei der gewaltsamen Erdrückung derselben im Mai 1849 aus Preußen verwiesen und ins Exil gehetzt worden; wer mit ihm in engeren Verkehr trat, wurde, wie ich selbst es nicht lange nachher bei einem vierwöchentlichen Aufenthalte in Köln erfuhr, sofort unter polizeiliche Aufsicht gestellt und bei erster, vom Zaun gebrochener Gelegenheit aus dem Weichbilde der Stadt entfernt. Dabei waren Freiligrath, seine Frau und seine Kinder im Sommer und Herbst jenes Jahres abwechselnd von bösartigen Krankheiten heimgesucht, und so führte der erst vor einem Jahre aus der Verbannung zurückgekehrte Dichter in der Heimath ein trauriges, einsames Leben. Wie ein Geächteter ward der charakterfeste Mann seit dem offenkundigen Siege der Reaktion von der sogenannten guten Gesellschaft vermieden, die ihm mit ängstlicher Scheu aus dem Wege ging. Ein ebenso lächerliches wie empörendes Beispiel davon erfuhr er zur Zeit meines Aufenthaltes in Köln, wo ich ihn häufig besuchte. Ein junger Buchhändler in Aachen beabsichtigte ein demokratisches Seitenstück zu dem genial entworfenen Rethel'schen Todtentanze herauszugeben, auf dessen, in reaktionärem Sinne erdachten

Bildern der Tod als hohngrinsender Verführer zu Barrikadenbau, Volkserhebung und Bürgerkrieg dargestellt war, und er bat Freiligrath, einen poetischen Text zu den Zeichnungen zu schreiben. Dieser war damals durch ein schmerzhaftes Fußübel Wochen lang an das Zimmer gefesselt, ging aber mit lebhaftem Interesse auf den Vorschlag ein. Er bewirthete den Buchhändler wiederholt aufs gastlichste in seinem Hause, und versprach, gleich nach seiner Herstellung sich die Bilder an Ort und Stelle anzusehen und das Werk zu beginnen. So bald ihm der Arzt das Ausgehn gestattete, setzte er sich auf die Bahn, und fuhr nach Aachen. Er war sehr überrascht, den Buchhändler bei seinem Anblick erbleichen und sich nach wenigen Worten unter einem nichtigen Vorwande entfernen zu sehen. Da sich Niemand um ihn bekümmerte, ging er bald wieder in den Gasthof zurück. Mit verlegener Miene erschien der junge Buchhändler in seinem Zimmer und stammelte die konfusesten Entschuldigungen: „Bester Herr Freiligrath, was werden Sie von mir denken? Aber mein Vater, von dem ich gänzlich abhänge, und der zweimal jährlich all' meine Geschäftsbücher revidirt, war gerade im Laden, und der wäre kapabel, mich zu enterben, wenn er erführe, daß ich mit Ihnen verkehre. Ich kann Sie leider nicht einladen, mit uns zu speisen, denn mein Vater wird Mittags bei uns sein; aber meine Frau und meinen Jungen müssen Sie sehen. Ja, mein Junge! das ist ein Republikaner! — erst zwei Jahre alt, aber das ist ein Republikaner! Bitte, kommen Sie einen Augenblick mit hinüber in meine Wohnung — mein Vater wird noch im Laden sein!" Es versteht sich, daß Freiligrath keine Lust verspürte, die Bekanntschaft weiterer Exemplare dieser republikanischen Familie zu machen; der Aerger über den schnöden Empfang ließ ihn schnell wieder abreisen.

Nichts war dem geraden Sinne des Dichters verhaßter, als affektirtes Wesen oder plumpe Schmeichelei. So liebenswürdig er sich mit dem einfachsten Manne aus dem Volke wie mit seines Gleichen unterhielt, so schroff und satirisch konnte er werden, wenn ihm gespreizte Unnatur entgegen trat. Auch davon sollte ich ein ergötzliches Beispiel erleben, als ich bei meiner gezwungenen Abreise von Köln Freiligrath meinen letzten Besuch machte. Kaum hatten wir uns begrüßt, als ein gewisser H. sich melden ließ. Der von Eitelkeit aufgeblasene Mensch behauptete in einer konfusen Broschüre, den Kommunismus erfunden zu haben, und hatte in seiner lärmenden Großmannssucht nicht geruht, bis er endlich seiner Schullehrerstelle entsetzt worden war. Nun spielte er mit selbstgefälligem Pathos aller Orten die Rolle des Freiheitsmärtyrers. Mit verzückt rollenden Augen blieb er eine Weile halb auf der Thürschwelle stehen, streckte die Arme gen Himmel, und rief in salbungsvollsten Kanzeltone: „Da wäre ich denn in dem Zimmer des großen Freiligrath, des herrlichen Dichters der Revolution . . ." — „Bitte, ersparen Sie sich und mir alle Komplimente," unterbrach ihn dieser. — „Aber ich weiß wirklich nicht, wie ich das Glück fassen soll, den Mann mit eigenen Augen zu erblicken, der unter allen Poeten in unserem lieben Rheinland allein noch den göttlichen Namen eines Dichters verdient, der in dieser jammervoll reaktionären Zeit..." — „Nun ja," fiel ihm Freiligrath ironisch ins Wort, „der alte Arndt zählt natürlich nicht mehr mit, seit er in Frankfurt unter die Kaisermacher ging; Simrock ist unter dem Herumstöbern in den Sagen der Vergangenheit selbst zur verschollenen Sage geworden; Kinkel — hm, den sollten Sie doch neben mir gelten lassen; Wolfgang Müller's Kouleur ist freilich mehr himmelblau, als roth; und Pfarrius zwitschert gar nur zahme Waldlieder statt revolutionärer Weisen. Ja, ja, mein Verehrtester, es ist eine klägliche Zeit! Den Geheimen Rath und Premierminister von

Goethe und den Hofrath von Schiller haben wir längst abgedankt. Hatten übrigens ein recht hübsches Talent, nicht wahr? — aber pah! ich bin doch ein ganz anderer Kerl! Was meinen Sie zu dem da?" fuhr er mit bitterem Lächeln fort, indem er auf eine Marmorbüste Shakespeare's wies, die auf seinem Arbeitstische stand; „der hat auch gut daran gethan, daß er sich rechtzeitig begraben ließ! Er hat schändliche Tyrannen und sentimentale Liebhaber statt Barrikadenhelden auf die Bühne gebracht, und müßte mir heute ebenfalls seinen Kranz abtreten. Was sind all' die alten Schlummerköpfe gegen den einzigen großen Freiligrath!"

Der kommunistische Schulmeister hatte den Dichter mit steigender Angst und Verwirrung angestarrt; plötzlich ergriff er mit einer hastigen Bewegung seinen Hut und schoß aus dem Zimmer. Wenige Minuten nachher erschien ein intimer Freund Freiligrath's, der Maler Kleinenbroich. „Wie geht's?" frug er in gedrückter Stimmung. — „Mir? danke, recht gut. Aber was machst du für ein melancholisches Gesicht?" — Der Maler begann in unruhig hin und her springender Weise ein Gespräch über Literatur, Kunst, Politik, über Schiller und Goethe, Shakespeare und die neuesten Tagesereignisse, während er stets einen ängstlich forschenden Blick auf die Züge Freiligrath's gerichtet hielt. „Was in aller Welt ist dir?" frug dieser zuletzt. „Sonst kann man doch ein vernünftiges Gespräch mit dir führen; aber heute bleibst du keine zwei Minuten bei der Stange und frägst mich aus, als wäre ich ein Delinquent, den du hochnothpeinlich verhören willst!" Der Maler warf sich in einen Sessel und brach in ein schallendes Gelächter aus. „Was erscheint dir so lächerlich?" frug der Dichter, als der Freund noch lange Zeit nicht zu reden vermochte. „Bist du verrückt geworden, Mensch?" — „Ich nicht," gab derselbe, immer noch fortlachend, zurück, — „aber du, du sollst ja verrückt geworden sein!" Dann erzählte er: „Als ich eben über den Domplatz ging, kam der Kommunist H. auf mich zugestürzt, drückte mir krampfhaft die Hände, und schluchzte mit thränenden Augen: ‚Er ist verrückt geworden! Er ist wahrhaftig verrückt geworden!' — Wer? — ‚Nun, der Freiligrath! Ich war so eben bei ihm, und er sprach lauter dummes Zeug, kein vernünftiges Wort! Ach Gott, er ist wahrhaftig verrückt geworden!' Da mußte ich mich doch rasch überzeugen und dir etwas auf den Zahn fühlen." Zum Abschied rief Freiligrath mir noch auf der Treppe die Scherzworte nach: „Wenn Sie in Ihren Norden kommen, erzählen Sie dort nicht gleich allen Leuten, daß ich verrückt geworden bin! Vielleicht können wir die betrübende Thatsache noch eine Zeitlang verhehlen. Schonen Sie meine Reputation!"

Im April 1851 sprach ich den Dichter einige Stunden in Düsseldorf, wohin er seit einem Jahre zurückgekehrt war. Er rüstete sich eben, mit Frau und Kindern abermals ins Exil zu wandern; denn das zweite Heft seiner „Neueren politischen und socialen Gedichte" lag zur Versendung bereit, und er wußte, daß die verfolgungswüthige Reaktion ihm diese trotzigen Freiheitslieder nimmer verzeihen würde. Bald darauf sah ich ihn in London, wo er mir den Ausgang des gegen ihn und seinen Verleger angestrengten Processes erzählte. Die öffentliche Verhandlung dauerte von Morgens 9 bis Abends 10 Uhr und wurde bei verschlossenen Thüren geführt, was sonst nur bei Verhandlungen, die das Keuschheitsgefühl verletzen könnten, zu geschehen pflegt. Mehrere Referendarien und drei fremde Staatsprokuratoren, die der Sitzung beizuwohnen gedachten, wurden von den am Eingange des Gerichtssaales postirten Gendarmen zurückgewiesen. Beide Angeklagte, von denen sich der Verleger kurz vor dem Termine freiwillig gestellt hatte, wurden von den

Geschworenen einstimmig freigesprochen. Trotzdem faßte der Gerichtshof in einer nachfolgenden zweiten Sitzung den Beschluß, die saisirten Exemplare des als staatsgefährlich zu betrachtenden Buches (zum Glück waren es nur 17 Stück) auf öffentlichem Marktplatze verbrennen zu lassen. Auch wurde dem Verleger Knall und Fall die buchhändlerische Koncession entzogen, — ein Schlag, für den auch der fabelhaft rasche Verkauf der ganzen Auflage des Buches, das in 3000 Exemplaren gedruckt worden war, geringe Entschädigung bot. Auf Freiligrath's Wunsch machte ich den Versuch, den mir befreundeten Hamburger Buchhändler Campe zu einem Neudruck der beiden Liederhefte zu bestimmen. Allein Campe schrieb zurück: „Von Freiligrath kann jetzt in Deutschland gar Nichts, und von keinem Schriftsteller etwas der Regierung Mißliebiges gedruckt werden. Die Reaktion will einen Waffenstillstand um jeden Preis, und Jeden, welcher diesen Waffenstillstand zu stören wagt, verfolgt sie bis aufs Blut. Die ganze Literatur ist für den Augenblick mundtodt gemacht, und nicht einmal mit der Verbreitung eines illoyalen Buches kann sich ein Buchhändler befassen; denn für den Verkauf eines einzigen Exemplars wird ihm fast überall die Koncession genommen. Die Verleger müssen sich mit Grammatiken und Rechenbüchern durchschlagen, so gut oder schlecht es geht. Der ganze deutsche Buchhandel ist vernichtet, so lange dieser Zustand dauert."

Unter solchen Umständen sah sich der Dichter genöthigt, vor der Hand auf jede literarische Thätigkeit zu verzichten. Ohne Murren kehrte er zu seinem kaufmännischen Berufe zurück, um für Weib und Kinder das tägliche Brot zu schaffen. Er übernahm wieder dieselbe Stelle eines deutschen Korrespondenten in einem angesehenen Geschäftshause der City, die er schon früher bis zu seiner Heimkehr nach Deutschland, im Frühjahr 1848 inne gehabt hatte. Bald jedoch sollte er dieselbe durch die Indiskretion einer schriftstellernden Dame verlieren, welche im Hause einer Landsmännin seine Bekanntschaft machte und das Gespräch auf seinen Principal und dessen politische Ansichten lenkte. Ohne Arg schilderte Freiligrath den ehrenhaften Charakter des Mannes, mit dem Bemerken, daß ein englischer Handelsherr begreiflicherweise die politischen und socialen Verhältnisse nicht aus dem Standpunkte eines deutschen Revolutionärs betrachte, sondern, nach der Parteischablone gemessen, eher der Bourgeois-Kategorie beizuzählen sei. Die Dame beging die Taktlosigkeit, dies im engsten Freundeskreise geführte Privatgespräch mit einigen pikanten Zuthaten eigener Erfindung in der feuilletonistischen Korrespondenz eines vielgelesenen Journals zu veröffentlichen, und die Folge davon war, daß Freiligrath jählings seine Entlassung erhielt. „Die arme Klatschliese!" rief er aus, als ich meiner Entrüstung über solchen Vertrauensmißbrauch bittere Worte lieh; „ganz verstört kam sie zu mir gerannt, um sich zu entschuldigen. Sie jammerte und flennte so kläglich über das Malheur, das sie in ihrer Dummheit angerichtet, daß ich all meinen Humor aufbieten mußte, um sie halbwegs zu beruhigen. Als sie so reuig in Thränen zerfloß, dachte ich zuletzt, daß sie mehr noch, als ich, zu beklagen sei — wenigstens gab ich ihr die Versicherung, daß sich wohl bald eine neue Erwerbsthätigkeit für mich finden werde." Es dauerte jedoch geraume Zeit, bis er als Geschäftsführer der Londoner Kommandite einer Genfer Bank wieder eine seinen merkantilen Fähigkeiten angemessene Stellung erhielt. Eine Frucht dieser unfreiwilligen Muße war die geistvolle Anthologie „Dichtung und Dichter", welche in ihrer ersten Abtheilung ein vielseitiges Dichterbrevier, in der zweiten eine Geschichte unserer poetischen Literatur aus dem eigenen Munde der Dichter enthält.

Mit seinen deutschen Landsleuten, besonders mit den politischen Flüchtlingen, pflog Freiligrath während seines Aufenthaltes in London geringen Verkehr. Der einzige von letzteren, den er häufiger sah, war Karl Marx, dessen Ideen unverkennbar einen großen und, wie mich noch heute bedünkt, fruchtbaren Einfluß auf seine politische und sociale Dichtung geübt haben. Der Staatsmann, der Abgeordnete in einer gesetzgebenden Versammlung, welcher praktisch Politik treibt, mag sich vor dem Festhalten an allzu extremen Parteirichtungen hüten, er mag, den Verhältnissen Rechnung tragend, zum Markten und Feilschen um die Volksrechte genöthigt sein, und sich mit Abschlagszahlungen begnügen, wenn er die volle Befriedigung seiner Forderungen zur Zeit nicht erlangen kann. Anders der Poet, der ein Ideal verkündet, das in leuchtender Schöne vor seinem geistigen Auge steht. Er kann sich unmöglich für einen so oder so formulirten Verfassungsparagraphen, für eine mehr oder minder ersprießliche Gesetzesmaßregel begeistern; wenn sein Lied im Kampf des Tages erklingen soll, so muß es ein Aufruf zu den Waffen für die ewigen, unveräußerlichen Güter der Menschheit, oder ein Zornesblitz wider Zwingherrn und Despoten, oder eine ergreifende Klage über die Leiden des armen Volkes sein. Je einfacher und schärfer sich dem Dichter die politischen Gegensätze zwischen Unterdrückern und Unterdrückten darstellen, desto besser eignen sie sich ihm zu plastischer Gestaltung. Ost und West, Sklaven und Freie, Kapitalisten und Proletarier — man lese nur die Gedichte „Am Birkenbaum", „Kalifornien", „Ein Umkehren", um die poetische Kraft zu empfinden, welche in diesen Antithesen ruht, die in ihrem leichtverständlichen Appell an die Phantasie schon als Stichwörter des Parteikampfes von der Rednerbühne herab die Leidenschaft der Hörer mächtig entflammen.

So entschlossen jedoch Freiligrath sein Lied in den Dienst der Revolution gestellt hatte, für so thöricht hielt er die krampfhaften Bestrebungen der meisten Flüchtlinge, vom Exil aus eine neue Volkserhebung durch Konspirationen, Putsche, Brandschriften, Emissäre, mit einem Wort durch die kleinlichen Mittel einer vom Auslande her geleiteten Organisation, herbeiführen zu wollen. Ihm war die Revolution, wie er in einem seiner schwungvollsten Lieder singt, „der Odem der Menschheit, die rastlos nach Befreiung lechzt," das „eherne Muß der Geschichte". Nichts erschien ihm daher sinnloser und verwerflicher, als die deklamatorischen Rundreisen Kossuth's, Kinkel's und anderer Verbannten, die übers Weltmeer zogen, um Geldbeiträge zur Unterstützung der europäischen Revolutionspropaganda einzusammeln und Interimsscheine auf ein Anlehen auszugeben, dessen Einlösung durch eine künftige siegreiche Volkserhebung sie in Aussicht stellten. Zur Geißelung dieses eitlen Beginnens schrieb Freiligrath ein Gedicht, das in Deutschland wohl niemals bekannt geworden ist, obschon es zu den bedeutsamsten Kundgebungen seiner politischen Ueberzeugung gehört. Dasselbe ward in einer Zeitschrift gedruckt, die Joseph Weydemeyer unter dem Titel „Die Revolution" 1852 zu New-York herausgab; eine englische Uebersetzung davon erschien bald nachher in der „National Era" zu Washington. Die scherzhaften Anspielungen der ersten Strophe beziehen sich auf die damaligen Korrespondenzartikel Arnold Ruge's für den Heinzen'schen „Pionier", welche stets mit der wunderlichen Anrede „Lieber Freund und Redakteur!" begannen; mit dem neunbändigen Romane sind natürlich Gutzkow's „Ritter vom Geiste" gemeint.

An Joseph Weydemeyer.

London, den 16. Januar 1852.

Die Muse, willst du, soll zu raschem Fluge
Den Renner schirren, und nicht länger träumen;
An deiner Pforte, wünschest du mit Fuge,
Soll mein versprengtes Flügelroß sich bäumen;
Ach, „lieber Freund und Redakteur" (wie Ruge
An Heinzen schreibt), zum Satteln und zum Zäumen
Des allzeit muth'gen, wenn auch arg gehetzten,
Sind wahrlich schlechte Zeiten diese letzten.

Deutlich zu sein: Du hörtest von den Thaten,
Die zu Paris verrichtet Bonaparte!
Der Biedre zählt nun zu den Potentaten,
Und der Messias, den die Welt erharrte,
Der rothe Mai, ward von den Herrn Soldaten
Im Mutterleibe schon gewürgt: — Erwarte
Bei so bewandten kitzlichen Geschichten
Ein Lied von mir, o Theuerster, mit nichten!

Keins wenigstens, das tollkühn prophezeite,
Wie ich vordem zu prophezeien pflegte,
Als (Ein Exempel nur!) von allem Streite,
Der Acht und vierzig froh die Welt bewegte,
Ich Sechs und vierzig schon in ep'scher Breite
Ein treues Bildniß ihr zu Füßen legte,
Und später dann, als Sieg durch Deutschland gellte,
Warnend den Umschlag auch vor Augen stellte.

Wie damals zwar, so hab' ich jetzo auch
Von dem, was sein wird, allerlei Gesichte;
Bin ich zu Haus doch, wo bei jedem Strauch
Ein Spoikenkieker steht und Vorgeschichte
Sieht und docirt im fahlen Haiderauch —
Doch wolle nicht, daß diesmal ich berichte,
Was sich mir dargestellt: Die Sachen liegen
Dennoch verzwickt — der Beste kann sich trügen.

Und darin, ich gesteh' es, bin ich eitel,
Ungern, höchst ungern möcht' ich mich blamiren,
Ungern, höchst ungern von der Dichterscheitel
Des Prophezeiers Lorbeerkranz verlieren!
Ich bin nicht wie die Herren, die mit Beutel
Und Schwert bis übern Ocean hausiren;
Die bei den Negern selbst nach „Heu" und „Moos" gehn,
Leichtsinnig sprechend: „Morgen wird es losgehn!

„Wird — heißt das: kann! — Ja doch, schon Februar
(Warum denn Mai erst?) kann es sich begeben!
Wir celebriren auf den Tag dies Jahr
Das alte durch ein neues Schilderheben!

Doch — Bürger, Freunde, Brüder! — Eins ist klar:
Der Nerv der Dinge noch fehlt unserm Streben;
Einzig der Dollar hilft ihm auf die Beine: —
Ihr wünschtet, Brüder, wie viel Int'rimsscheine?

„Wohl garantirte! — Zwar, die Nation
Gab kein Mandat uns, Anleihn auszuschreiben:
Indeß, die Gute muß bestät'gen schon
(Im Februar!) und darf Nichts hintertreiben!
Denn unser wird die Revolution,
Die zweite, sein und — unser wird sie bleiben —
Schon, weil die erste wir (wie unbestritten!)
So wunderschön verfahren und verritten!

„Schon theilten wir die Stellen brüderlich;
Bereit ist Alles — bis auf euren Segen!
Drum in die Tasche greife Jeder sich:
Wer seinen Beutel zieht, der zieht den Degen!
Es ist so gut, als trotzt' er Hieb und Stich,
Als hielt' er Stand im ärgsten Kugelregen!
Er ist, wie wir, Held und Apostel eben —
Und alle Sünden gar sei'n ihm vergeben!"

O Tezel, Tezel! Nicht durch Ablaßzettel
Wirfst du der Freiheit Feinde übern Haufen!
Kein Thron annoch fiel nieder durch den Bettel!
Die Revolution läßt sich nicht kaufen!
Du machst das wilde, stolze Weib zur Bettel;
Von Thür zu Thüre lässest du sie laufen,
Den allzeit offnen Ranzen um die Lenden,
Und den beliebten Teller in den Händen!

Das ist die Hohe nicht, die wir verehren!
Die liegt zur Zeit gebunden und im Staube,
Die ballt die Faust auf modrigen Galeeren,
Zerweht das Haar, zerfetzt die Phrygerhaube;
Die trägt am Leibe Wunden, Striemen, Schwären,
Die kann dir sagen, (kalt und kühl, das glaube!)
Wie heiß die Sonne Nukahiwa's brenne,
Und „wo der Pfeffer wächst", — der von Cayenne!

Die schweift allein mit sich und ihrem Zorn;
Achtlos, ob man sie lobt, ob man sie schmäht!
Die setzt von ihrem Haupt nicht Dorn um Dorn
In Thaler um und Popularität!
Der ist ihr Elend nicht der Wiesenborn,
An dem sie lächelnd, ein Narcissus, steht
Und Toilette macht. — Wie? — C'est selon:
Bald für die Kneipe, bald für den Salon!

Die wimmert nicht zum Nutzen und zum Frommen
Der Republik, mit Kandidaten-Stimme;
Die wartet still, bis ihre Zeit gekommen —
Und dann erhebt sie sich mit Löwengrimme,

Und nimmt sich wieder, was man ihr genommen,
Und, ob das Estrich auch im Blute schwimme,
Sie wandelt fest auf den zerriss'nen Sohlen —
Denn ihre Schnellkraft liegt nicht in Obolen!

Denn — aber halt! wohin, o wilde Leier,
Verirrst du dich? Ich wollte ja nur sagen,
Daß ich als Wecker und als Prophezeier
Nicht dienen kann in diesen letzten Tagen;
Doch daß ich gern, o Freund und Weydemeyer,
(Wenn anders meine Verse dort behagen)
Durch minder kühne Lieder und Berichte
Dein jugendliches Feuilleton verpflichte.

Als zum Exempel: — Literatur und Kunst
Stehn jetzt in Deutschland wieder sehr im Flore;
Um Rhein und Elbe mit erneuter Brunst
Lobsingt Apollo sammt der Musen Chore;
Manch edler Sänger freut sich hoher Gunst;
Lyrik und Drama ziehn durch goldne Thore
Heim zu den Unsern; breit und pachterlendig
Pocht der Roman auch an, dreimal dreibändig.

Wie wär' es, Freund (und Redakteur), wenn diese
Und andre Dinge manchmal wir besprächen;
Wenn wir daheim auf der beblümten Wiese
Hier einen Speer, dort eine Dolde brächen;
Wenn wir gelassen (niemals mit Malice!)
Nach jedes Strohmanns hohlem Wanste stächen,
Der übern Weg tappt mit den plumpen Fersen —
Natürlich, Alles in den schlanksten Versen?

Die Sache scheint dir sonderbar; indessen,
Seit junge Blätter der Olive sprießen,
Läßt sich am besten noch von den zwei Messen
Auf Politik und Leben bei uns schließen;
(Bierhäuser freilich sollt' ich nicht vergessen —
Doch darf für uns in Deutschland Bier jetzt fließen?)
Drum, schrieb' ich auch nur literarisch-kritisch,
Würd' es am Ende dennoch wohl politisch.

Eine zweite poetische Epistel, welche sich dieser ersten anschloß, ist in den kürzlich erschienenen „Neuen Gedichten" Freiligrath's vollständig abgedruckt. Sie zeigt uns, wie selbst der dänische Märchendichter Andersen — obendrein auf dem neutralen Boden Englands — mit ängstlicher Scheu dem verbannten Revolutionssänger auswich, damit die Bekanntschaft mit demselben ihn nicht in den vornehmen Hofkreisen kompromittire.

Freiligrath wohnte damals in einem freundlichen Häuschen — Nr. 3 Sutton Place — in Hackney, unweit der Ringeisenbahn-Station und dicht neben dem Friedhofe, über welchen der Weg zu seiner Wohnung führte. Er lud mich häufig durch kleine humoristische Billets ein, ihn nach vollbrachtem Tagewerk in seinem halb ländlichen Heim auf einen Krug Porter und ein schlichtes Abendessen in engstem Familienkreise zu besuchen, oder

an einem freien Nachmittag einen gemeinschaftlichen Ausflug in die Umgegend London's zu unternehmen. „Als Rendezvousplatz," schrieb er mir wenige Tage nach meiner Ankunft in der Weltstadt „schlage ich die Wellingtonstatue vor der Börse, als Zeit 1 Uhr Nachmittags vor. Eine frühe Stunde für London, aber ich wähle sie absichtlich, damit uns noch Zeit bleibt, einen trip nach Greenwich zu machen, wo wir uns auf den ersten englischen Meridian ins Gras setzen und von deutschen Dingen plaudern können."

Freiligrath's meisterhafte Verdeutschung des „Liedes vom Hemde", der „Seufzerbrücke" und anderer Hood'scher und Barry Cornwall'scher Gedichte hatte in mir den lebhaften Wunsch erregt, daß er unsere Literatur mit einer weiteren Folge von Uebersetzungen socialistisch gefärbter Produktionen der englischen Poesie beschenken möchte. Andernfalls hatte ich nicht übel Lust, mich selbst an dieser Aufgabe zu versuchen. Freiligrath ermuthigte mich dazu durch nachstehende Zeilen: „Für den Augenblick denke ich an kein Uebersetzen und werde mich herzlich freuen, wenn Sie aus Barry Cornwall und Anderen noch eine Nachlese veranstalten wollen. In Thomas Hood werde ich schwerlich Etwas übrig gelassen haben, dagegen finden Sie in B. Cornwall's „English Songs" noch mehr als Ein schönes sociales Gedicht. „The Convict Boat" und „The Rising of the North" sind famose Lieder, das letztere freilich nur, soweit es die prophezeite Erhebung schildert — der Schluß ist matt und reaktionär. Das thut aber Nichts, Barry Cornwall fürchtet sich vor der sieghaften Erhebung des Proletariats, aber er sagt sie nichtsdestoweniger voraus. — — Auch in Ebenezer Elliot, dem ohnlängst verstorbenen Cornlaw-Rhymer, werden Sie manches Einschlagende finden. Ebenso in den Gedichten von Ernest Jones. Cooper's „Purgatory of Suicides" und Aehnliches müßten Sie wohl auch berücksichtigen. Leider habe ich meine Bibliothek nicht hier, sonst stände Ihnen Alles, was ich habe, gern zu Gebote."

Auf eine Anfrage nach den Gedichten von Eliza Cook, in denen ich ebenfalls Material für die angedeutete Arbeit zu finden hoffte, antwortete mir Freiligrath am ersten Weihnachtsfesttage in einem launigen Briefe: „Lieber Strodtmann! Eliza Cook war einst die Meine. Als aber einmal böse Zeiten kamen, wurde sie mir untreu und ging über zum Antiquar Siegfried in Zürich. Soweit werden Sie mich freundlich entschuldigen. Die Gedichte sind seiner Zeit bei Charles Tilt, Fleetstreet, erschienen. Die jetzige Firma des Hauses ist: David Boyne, gegenüber dem Punch Office... Wolfgang, nach dem Sie sich freundlich erkundigten, ist wieder hergestellt, und hat Bogen und Pfeil, Flinte und Pistole unter dem Christbaum gefunden. Sämmtliche Waffen haben inzwischen bis jetzt noch keinen Schaden angerichtet, außer daß ich mit dem Bogen eine Fensterscheibe zerschossen habe. Gewiß auch ein Scheibenschießen! — Ich hoffe, Sie lassen sich, auch ohne Eliza, recht bald wieder bei mir sehen, und grüße Sie unterdessen aufrichtig und herzlich."

Im Winter 1851—52 waren die Erscheinungen des sogenannten Mesmerismus oder thierischen Magnetismus ein Lieblingsthema der Unterhaltung in den Londoner Gesellschaften. Magnetische Experimente an Somnambülen gehörten in allen Kreisen zur Tagesordnung, wie bald nachher Tischrücken und Klopfgeisterei. Freiligrath war der verständigen Ansicht, daß es der exakten wissenschaftlichen Forschung überlassen bleiben müsse, diese dunklen Gebiete aufzuhellen. Es sei nutzlos und voreilig für den Laien, aus einzelnen räthselhaften Thatsachen, wie sie ein Jeder erlebt haben möge, allgemeine Schlüsse ziehen zu wollen. Er selbst entsinne sich übrigens eines Vorfalls, der vielleicht mit den Erscheinungen des thierischen Magnetismus verwandt sei. „Vor der

Februarrevolution," sagte er, „beschäftigte ich mich ernstlich mit dem Gedanken einer Uebersiedelung nach Nordamerika. Um diese Zeit las meine Frau eines Tages in, ich weiß nicht welchem Buche von der weißen Frau im königlichen Schlosse zu Berlin, die man öfters als Gespenst mit einem Besen die Stuben kehren sehe. Es fiel ihr ein, daß ich ihr früher einmal von der analogen Erscheinung einer weißen Frau im Schlosse zu Detmold erzählt habe, und sie beschloß, mich bei meiner Rückkehr vom Komptoir zu fragen, ob diese Frau auch zuweilen als solche Stubenfegerin erschienen sei. Abends brachte ich wichtige Briefe aus Amerika mit nach Hause, der Auswanderungsplan wurde lebhaft besprochen und die Frage nach dem Gespenst vergessen. In der Nacht warf ich mich unruhig im Bette hin und her, und weckte dadurch meine Frau. Sie frug, ob mir nicht wohl sei. Ach nein, antwortete ich lachend, aber mich verfolgt ein wunderlicher Traum. So oft ich einschlafe, sehe ich die weiße Frau mit einen großen Kehrbesen die Gemächer des Detmolder Schlosses durchwandeln, und ich habe doch nie gehört, daß sie als Stubenfegerin umgeht! Meine Frau erzählte mir, daß auch ihr im Schlaf die vergessene Frage wieder eingefallen sei. Dies Erlebniß, so unbedeutend es ist, und so wenig ich mir damals den Kopf darüber zerbrach, ließe sich, wenn der thierische Magnetismus eine Wahrheit ist, am Ende durch die Annahme erklären, daß die Vorstellung meiner Frau durch magnetischen Kontakt auf mich übergegangen sei." —

Als ich im Sommer 1852 London verließ, um mir in Nordamerika eine Existenz zu gründen, theilte ich Freiligrath meine Absicht mit, dort Vorträge über Kunst und Literatur zu halten, und bat ihn um Empfehlungen an seine amerikanischen Freunde. Er entsprach auf das liebenswürdigste diesem Begehren. „An Longfellow will ich Ihnen gern einige Zeilen mitgeben," schrieb er mir, und fügte schalkhaft hinzu: „Auch an meinen Freund und Gevatter Kahgegagabowh, den Ojibway-Häuptling, wenn Ihnen Der für Ihre Vorträge über das Verhältniß der Kunst zur Gegenwart als rothe Autorität wünschenswerth scheinen möchte. Mit Bryant bin ich nie in direktem Konnex gewesen. Ich bin gewiß, daß Longfellow Sie herzlich empfangen und Ihnen mit weiteren Einführungen an Bryant ꝛc. ꝛc. auf Ihren Wunsch gern gefällig sein wird . . . Verschallen Sie mir überhaupt nicht ganz! Ich wiederhole meine Bitte um Ihr Andenken und um dann und wann ein Wort Nachricht." —

Erst nach siebzehn harten Jahren des Exils war dem Dichter die Rückkehr in das Vaterland vergönnt. Jenes herrliche Fest, das ihm der Gesangverein „Arion" im Juli 1869 auf dem Johannisberge bei Bielefeld zur Begrüßung der alten Heimath bereitete, gab ihm die frohe Empfindung, daß sein Volk ihm, trotz der langen Verbannung, ein treues Gedächtniß bewahrt habe. Ueberwältigt von freudiger Rührung sprach er seinen Dank in dem schönen Liede aus, das in den Versen gipfelt:

Geliebt zu sein von seinem Volke,
O herrlichstes Poetenziel!
Loos, das aus dunkler Wetterwolke
Herab auf meine Stirne fiel!
Ob ich's verdient, ich darf nicht rechten!
Ihr wollt nun einmal Kränze flechten!
Ich halte stolz ihn in der Rechten,
Den mir zu flechten euch gefiel.

Unter zahlreichen alten und neuen Freunden drückte auch ich dem gefeierten Sänger damals nach langer Trennung beim Wiedersehen tiefbewegt die Hand, nachdem wir in

der Zwischenzeit manchen Gruß aus der Ferne mit einander getauscht hatten. „Ich bin Ihnen auf manches Zeichen Ihres freundschaftlichen Andenkens die Antwort und den Dank schuldig geblieben; hoffentlich hat Sie mein Schweigen nicht irre an mir gemacht!" hatte mir Freiligrath einmal geschrieben. Jetzt erhob er den rheinweingefüllten Römer, und trug mir das kameradschaftliche „Du" an. Unvergeßlich bleiben mir diese sonnigen Tage, in denen wir mit ihm die Stätten seiner Jugend, sein Geburtshaus in Detmold, das Grab des unglücklichen Grabbe und die neuentdeckte Dechenhöhle bei Iserlohn besuchten, deren zarte Tropfsteingebilde ihm zu Ehren mit strahlendem Magnesiumlichte taghell beleuchtet wurden. Aber so dankbaren Herzens er die Huldigungen aufnahm, die ihm darzubringen man sich von allen Seiten beeiferte, Nichts erfüllte sein schlichtes Gemüth mit tieferer Freude, als der einfach herzliche Empfang in dem Detmolder Städtchen Lage, dessen sämmtliche Bewohner sich im Sonntagsstaat vor dem guirlandengeschmückten Wirthshause versammelt hatten, wo die Schuljugend des Ortes ihn mit einem choralartigen Liede willkommen hieß, und ein Besuch bei dem Dorfschullehrer in der Grüne bei Iserlohn, dessen zwölfjähriges Töchterchen ihn mit dem Vortrag seines Liedes „O lieb, so lang Du lieben kannst!" begrüßte und ihm den zum morgenden Tage über das Leben des Dichters verfaßten Aufsatz zu lesen gab, unter welchen er zu stetem Angedenken sein „Vidi. F. Freiligrath." schrieb.

Als ich ihn am Ende dieser festlichen Tage auf der Heimreise bis nach Soest begleitete, und ihn eine Woche später in seinem neuen Wohnorte Stuttgart wiederholt besuchte, erschloß sich mir im vertraulichen Austausch der Ansichten und Erlebnisse noch voller und reicher sein edles Herz. In seinen politischen Ueberzeugungen fand ich ihn unverändert. Die republikanische Staatsform war noch immer sein Ideal, auch für Deutschland; doch freute er sich ehrlich der errungenen Fortschritte unter preußischer Führung, und mißbilligte jedes Bestreben, die schwer erkämpfte Einigung der deutschen Stämme durch partikularistische Tendenzen zu gefährden. Auch beweisen die herrlichen Gedichte, die er während des Krieges gegen Frankreich schrieb, und die Eingangsstrophen zur Gesammtausgabe seiner Werke wohl zur Genüge, wie unverbitterten und gerechten Sinnes er den Umschwung der politischen Verhältnisse zu würdigen verstand, der sich während seiner langjährigen Abwesenheit daheim vollzogen hatte.

Manches Wort der Ermuthigung und der liebevollen Theilnahme an meinen schriftstellerischen Arbeiten ließ Freiligrath mir in der Folgezeit noch direkt oder durch gemeinschaftliche Freunde zukommen. Besonders interessirten ihn meine Uebersetzungen nordamerikanischer Gedichte. „Die jüngste Nummer der Allgemeinen Zeitung," schrieb er mir im Frühjahre 1870, „hat nun auch den Schluß deines Aufsatzes über die amerikanischen Poeten gebracht. Ich habe den Artikel mit Vergnügen gelesen und mich der treuen und eleganten Versionen, mit denen du ihn durchflochten, herzlich gefreut. Bei Bayard Taylor hättest du wohl mit einem Worte meinen Einfluß auf seine Dichtung andeuten können. Derselbe tritt freilich in dem Poems of the Orient weniger zu Tage; — in dem Rhymes of Travel dagegen sind Gedichte wie El Canelo und The Bison Track doch der reine Freiligrath." — Auch zur Fortsetzung meiner Uebertragung des dänischen Gedichtes „Adam Homo" deren Eingangsstrophen ich ihm gesandt hatte, ermunterte er mich in freundlichster Weise: „Deine Uebersetzungsprobe von Paludan Müller's Adam Homo schicke ich dir einliegend zurück. Dieselbe hat mich ungemein interessirt, und ich möchte dich (vorausgesetzt, daß du einen Verleger finden kannst,

der dir deine Mühe rechtschaffen bezahlt) dringend auffordern, Deutschland mit einer Uebersetzung des Ganzen zu erfreuen. Du würdest uns damit nicht nur etwas Schönes, Gutes, Geistreiches geben, sondern auch etwas Neues! Englische Dichtwerke werden uns fort und fort in so vielen guten und schlechten Uebersetzungen nahe gebracht, daß es kaum noch der Mühe lohnt, damit zu Markte zu ziehen, während das Dänische schon mehr seitab liegt und der Konkurrenz weniger Spielraum bietet. Hier hast du freies Feld, und brauchst (meinem Gefühle das Unangenehmste und Verdrießlichste!) nicht zu befürchten, einen bereits zehnmal gepflügten Acker noch einmal durchzuackern."

Eine so rege geistige Antheilnahme erwies Freiligrath bis an sein Ende allen neuen bedeutungsvollen Erscheinungen der Weltliteratur. Wie er in jüngeren Jahren Longfellow's und Tennyson's Dichtungen durch meisterhafte Versionen zuerst in Deutschland bekannt gemacht hatte, so lenkte er noch in seiner letzten Lebenszeit die Aufmerksamkeit des heimischen Publikums auf die naturfrischen Schöpfungen Walt Whitman's und des so rasch zum Liebling der cis- und transatlantischen Lesewelt gewordenen Poeten der kalifornischen Wildnisse, Bret Harte's. An diese Uebersetzungen reihte sich eine nicht geringe Zahl eigener Gedichte, die alle von der tief humanen Gesinnung des Verfassers zeugen und häufig von einem köstlichen Humor durchweht sind. So schied er in ungebrochener Geisteskraft, geliebt und verehrt von Allen, selbst von denen, die seine unerschüttert gebliebene freie politische Gesinnung nicht theilten, und an seiner Bahre trauerte sein ganzes Volk wie um den Verlust eines der besten und treuesten seiner Söhne.

Ein Mutterherz.

Erzählung in Versen

von

Emil Taubert.

(Le coeur d'une mère est une soucre inépuisable de miracles.
Béranger, histoire de la mère Jary.)

Laut heult der Sturm durch nachtumwölkte Gassen
Und rüttelt wild an Giebel, Thür und Thor,
Und pocht und droht ergrimmt, ihn einzulassen,
Und scheucht die Schläfer aus dem Traum empor.
Den Jammer nahm der Sturm auf seine Flügel,
Des Kindes Wimmern und der Mutter Schrei,
Und jagt sein rabenschwarzes Roß vorbei
Und reckt sich fester auf im eh'rnen Bügel.

Dort, wo die Häuser bröckeln im Verfalle,
Wo unter Windes Tritt die Stiege schwankt,
Die Luft im engen Hof, in eng'rer Halle,
Wie in gepreßter Brust der Odem, krankt,
Wo Armuth sich und Elend eingenistet,
Kein Feuer mild den Frost der Nächte bannt,
Wo einsam, unermuthigt, ungekannt,
Verzweiflung herbergt und den Hunger fristet:

Dort, wo die Finger gern, die starren, klammen,
Der Winter in die Mauerfugen preßt,
Wenn er, vertrieben von des Reichthums Flammen,
Die Gluth des flackernden Kamins verläßt,
Wo nach der Unschuld, die so schlecht vergittert,
Verwegnen Auges das Verbrechen schielt,
Kein sonnig Lächeln um die Lippe spielt,
Die nur des Athems eis'ger Hauch umzittert: —

Dort ruht im dumpfen, niedrigen Gemache
Die kranke Frau bei trüber Kerze Schein,
Und stiebende Karfunkel weht vom Dache
Der Wind durch's schlecht verklebte Fenster ein.

Wie öd! Die üpp'gen schwarzen Haare fegen,
Des Hauptes Streu, die kahle Diele nur:
Sie hebt sich auf; der Thräne feuchte Spur
Verräth, wo dieses schöne Haupt gelegen.

Die Mutter lauscht dem weißen Wirbelspiele,
Sieht wie am Boden Flock' auf Flocke lischt,
Wie mit der Thräne Spur auf eis'ger Diele
Sich still der Thau gefror'ner Thränen mischt.
Da beugt sie plötzlich liebevoll sich nieder:
Der Säugling reckt sich fröstelnd auf dem Schooß.
Zart ist das Knäblein, ihre Wonne groß,
Umhüllen Lumpen auch die welken Glieder.

„Mein kleiner, süßer Paul" — sie flüstert's leise.
Da schlägt das Knäblein matt die Augen auf,
Wie sich ein Licht auf wolk'ger Winterreise
Aus Nebeln ringt und spornt des Wandrers Lauf.
Wie leuchtet nun dein Antlitz, Margarethe!
Wie glüht die Wange, die vom Doppelroth
Des Fibers und der Mutterliebe loht!
Und fromm sind deine Blicke wie Gebete.

So grüßt der Forscher nach erregtem Bangen
Den Stern, den er in tiefster Brust geahnt,
Der endlich sich, dem schöpf'rischen Verlangen
Gehorsam, aus der Nacht den Weg gebahnt.
Er hat allmächtig ihn heraus gezwungen
Mit glüh'nder Sehkraft aus des Himmels Grund:
Er tauft ihn jubelnd, wie der Mutter Mund
Das Neugebor'ne ruft mit tausend Zungen.

Das Knäblein wimmert und verzieht die Wange,
Und dürstend reckt die Aermchen es empor.
Die Mutter gießt mit lallendem Gesange
Ihm süße Melodieen sanft ins Ohr.
Doch können Töne seinen Hunger stillen?
Sie wärmt mit Thränen, wärmt mit Küssen ihn,
Bemüht, ihn fester noch ans Herz zu ziehn: —
Er aber schreit in blindem Eigenwillen.

Und sie entblößt den Busen — ach kein Tropfen
Ringt aus versiegter Quelle sich hervor.
O käm' ein Moses, an die Brust zu klopfen,
Der einst den Born zwang aus dem Felsenthor!
Er tränkt vielleicht ein Volk in diesem Knaben!
Was schweigt, was träumt, was schlummert nicht in ihm?
Ach, Margarethe denkt, die Cherubim
Beschenkten selbst ihn mit den höchsten Gaben.

Wie oft hat sie im Geist ihn stolz ersehen
Als einen Weisen, der das Volk gelehrt,
Als ernsten Arzt, den Jünger rings umstehen,
Der Leben weckt und selbst dem Tode wehrt!

O heil'ger Mutterliebe süßes Trachten,
So reich — und doch so arm! Der Knabe schreit.
Leer das Gemach, kein Tropfen weit und breit —
Weh, eine ganze Zukunft muß verschmachten!

Margreth will sich von ihrer Streu erheben —
Die Kraft versagt. Wie trüb die Kerze blinkt,
Regt sich der Schatten dort mit größ'rem Leben,
Als seine Eignerin, und steigt und sinkt.
Sie hascht mit vorgestreckter Hand die Flocken,
Die neu der Wind verstäubt zum öden Raum,
Und netzt der kleinen Lippe zarten Saum
Und hüllt den Sohn dicht in die schwarzen Locken.

O könnte sie die Nachbarin erreichen!
Das Elend steht dem Elend bei mit Lust.
Da sieht sie ihren Liebling matt erbleichen —
Ein jäher Schrei entringt sich ihrer Brust.
Den Jammer nahm der Sturm auf seine Flügel,
Des Kindes Wimmern und der Mutter Schrei,
Und jagt sein rabenschwarzes Roß vorbei
Und reckt sich fester auf im eh'rnen Bügel. —

Wo, armer Kleiner, mag dein Vater weilen? —
Auch er ist siech und leidet schlimmes Leid,
Das nimmer Menschenkunst vermag zu heilen —
Schon hat der Todesengel ihn geweiht!
Margrethen liebt er über alle Maßen,
Doch all sein Lieben wandelt sich in Schreck.
Da stahl er Abends mühsam sich hinweg
Und wankte, Hülfe suchend, durch die Straßen.

Ein Rath, den ihm ein greiser Freund gegeben,
Nahm all sein Denken, all sein Sinnen ein.
Die theure Gattin soll, der Sohn soll leben,
Und müßt' es um den Preis der Hölle sein!
Dort ein Pallast! Er schellt verzagt am Thore,
Und Marmorstufen keucht er müd hinan.
Der Diener Troß bestaunt den blassen Mann —
Der neigt den Mund zu einer Gräfin Ohre.

Noch hält die Mutter angsterfüllt den Kleinen —
Doch Paul ward stumm. Es wimmert nur der Wind,
Als hörte sie durch ferne Gassen weinen
Ihr süßes, liebes, ihr verlor'nes Kind ....
Nun horch, wie eil'ge Räder knirschend schleifen
Durch Frost und Schnee! Die Rosse halten an.
Ist dies das Glück, kehrt heim der kranke Mann? — —
Und plötzlich fernhin die Gedanken schweifen.

Margrethe denkt zurück, wie sie verlassen,
Kaum eine Jungfrau, früh zur Waise ward,
Nach Arbeit irrend trostlos durch die Gassen.
Karg war der Lohn, die Mühe reich und hart.

Eng war die Straße, enger war die Kammer,
Wo sie ohn' Unterlaß die Nadel regt
Und in der Nähte Furchen unbewegt
Hineinsät ihrer Jugend ganzen Jammer.

Wie auf's beschneite Feld, das winterliche,
Der Regen tropft und es mit Punkten säumt,
So fallen endlos ihrer Nadeln Stiche
Auf's weiße Linnen, ob sie wacht, ob träumt.
Aufschmilzt der Schnee, und tausend Bächlein rinnen,
Froh schießt empor die junge Frühlingssaat.
Mit Blumen schmückt sich auch Margrethens Pfad,
Die Liebe sollt' ihr flücht'gen Lenz gewinnen.

Der Nachbar Paul, der auch die Nadel führte,
Bot, älternlos wie sie, der Armuth Trutz.
Wie ihn die sanfte, stille Schönheit rührte,
Als flehte sie um Schonung und um Schutz!
Sie ward sein Weib. Nun stand der Himmel offen: —
Da siechte bald die arme Wöchnerin.
Hinschmolz der Arbeit kärglicher Gewinn —
Auch Paul ward tödtlich in das Herz getroffen.

Das arme Herz! Es schlägt mit wirrem Schlage,
Es schlägt ihn nieder auf des Lagers Rand,
Es klopft ihn aus dem irren Traum am Tage,
Es pocht zertrümmernd an des Körpers Wand.
Die Hände feiern schlaff, die sonst erwerben: —
Er rafft sich auf mit seiner letzten Kraft,
Er drückt ans Herz, dem er nicht Hülfe schafft,
Das Söhnchen, seines Elends kleinen Erben .....

So sinnt Margreth. — Da, knarrend auf der Treppe,
Hört sie des Gatten mühevollen Schritt .....
Das schwere Rauschen einer seid'nen Schleppe
Steigt mit dem Klimmen seiner Füße mit.
Sie zählt nach seiner Tritte Hall die Stiegen,
Das Herz zählt mit im dumpfen, schweren Takt: —
Und stöhnend hält sie ihren Sohn gepackt,
Ihr Athem stockt, und ihre Pulse fliegen.

Die Thür springt auf; zu seines Weibes Stätte
Schleppt sich der Kranke, der am Boden kniet
Und, wie Gefangne ihrer Zelle Kette,
Den schweren Fuß dumpf hallend nach sich zieht.
Er flüstert ihr ins Ohr, die Lippe zittert:
Nur halb vernimmt sie, was sie halb begreift.
Der Dame Schleppe scheu ihr Lager streift,
Die sonst nur über Marmorstufen knittert.

O dieses Rauschen von dem seid'nen Saume,
Es zischt und ringelt sich wie Schlangenbrut!
So fühlt Margreth gleichwie in schwerem Traume,
Als ihr der Sohn nicht mehr am Herzen ruht.

Die hohe Frau winkt an der Thür der Amme,
Und beide prüfen lang das arme Kind.
Die Dame lächelt: „Er ist lieb und lind
Auch bei dem trüben Flackern dieser Flamme!"

Und schnell auf seiner Mutter Angesichte
Flammt der Verklärung flüchtig holder Schein.
„Ja, er ist schön: des Prunksaals Kerzenlichte,
Sie können Glanz von seinem Glanze leih'n!"
Die Amme stillt das Kind; mit durst'gen Zügen
Trinkt Paul den lang entbehrten, warmen Quell.
Es lauscht Margreth; ihr Auge schimmert hell,
Und ihre Finger zum Gebet sich fügen.

Und wie die Amme drauf das Kind gekleidet
Mit neuem Linnen, duftig weißem Hemd,
Margreth in Thränen ihre Blicke weidet,
Fast scheint der Liebling in dem Putz ihr fremd.
Die hohe Frau steht am geborst'nen Tische,
Zählt blankes Gold auf ein vergilbtes Blatt;
Dann geht sie ohne Gruß, des Dunstes satt,
Daß sie der reinigende Frost erfrische.

Der Gatte hört des Geldes leises Klimpern . . .
Und wie nun tropfenweis das Gold erklingt,
Stöhnt matt er auf, schnell zucken ihm die Wimpern,
Als ob sein Herzblut tropfend sich entringt.
„Wer ist die Frau?" — die Mutter fragt's mit Beben.
„Wann bringt sie unsrer Liebe Pfand zurück?" —
„O frage nicht", seufzt Paul. „Es ist sein Glück!
„Sie wird ihn pflegen, unser Sohn wird leben!"

„O frage nicht!" Er hat gelobt zu schweigen,
Daß nicht sein Weib der Dame Namen weiß.
Die Fremde will den Pflegling als ihr Eigen
Auf immerdar — das ist des Goldes Preis!
Und Paul sinkt kraftlos auf sein Lager nieder
Und lispelt wie im Wahn: „Es ist sein Glück!" —
„Gib mir mein Kind, mein armes Kind zurück!"
So fleht Margreth — und küßt es immer wieder.

Noch einmal streckt das Kind die kleinen Arme
Der Mutter zu und hüpft und jauchzt und lacht.
Sie küßt das Mal, mit dem die schaffenswarme
Natur die Schulter ihres Sohns bedacht.
Die Amme tröstet, Mitleid ist ihr Weilen.
Sich beugend nach den Locken hascht das Kind,
Die schwer und schwarz wie diese Stunde sind,
Als hielt' es sich im Fall an treuen Seilen.

Ein Diener kommt. Man wartet ungeduldig,
Und schluchzend eilt hinweg die Wärterin.
Du hast bezahlt! Fahr' hin — du bist nichts schuldig —
Du stolze Frau, mit deines Kauf's Gewinn!

Aufspringt Margreth in namenloser Trauer.
Wie sie die Locken ungestüm zerrauft,
Schaut sie das Gold und schreit: „Verkauft, verkauft!"
Und schüttelt sich in wildem Wahnsinnsschauer.

„Verkauft, verhandelt! Stehlen ist's, kein Geben!
Und wären's Millionen, — es ist Raub!"
Sie stürzt den Tisch um mit ergrimmtem Beben —
Die goldnen Thränen trinkt der Diele Staub.
Fort rollt das Gold in Winkel und in Ecken,
Als müßt' es im verrätherischen Schreck,
Wie eines Mordes ungesühnter Fleck,
Sich vor der Liebe Racheblick verstecken.

Noch hallt der Amme Tritt auf letzten Stiegen —
Das blasse Weib stürzt sinnlos hinterdrein.
Schon pfeift das Rad im Frost. Du kannst nicht fliegen,
Du holst den Winter nur zur Thür herein!
Und schnell verschlingt in dunkler Flucht der Gassen
Des Wagens letzten Umriß Nacht und Wind.
Am Himmel flammt kein Stern. „Mein Kind, mein Kind!" —
Der Ruf zerschellt an tauben Häusermassen.

Sie schwankt zurück. Ihr Jammer kann nicht feiern,
Vom Gatten hofft sie Trost, hofft Rettung auch.
Ach, er ist stumm, die Lider starr und bleiern —
Im Frost erfror der Lippe letzter Hauch.
„Verkauft! Wer darf mir meinen Sohn verweigern?" —
Da that das kranke Herz, so klopfenssatt,
Den letzten Schlag. Ein leeres Zifferblatt
Sein Antlitz mit der Augen todten Zeigern!

„Nur einmal noch thu' auf die bleichen Lippen,
Wenn du mich je geliebt! Gib Kunde mir!
Noch einmal, Herz, schlag' an die müden Rippen —
Und trauernd gönn' ich deinen Frieden dir!
Wer nahm mein Kind? O flüstre mir den Namen
Der stolzen Frau, die mich verzehrend traf." —
Ach, sein Geheimniß schläft mit ihm den Schlaf
Der Ewigkeit — es sprach der Tod sein Amen!

Verzweiflung irrt in ihren leeren Blicken —
Dort auf der Streu so starr, so unbewegt
Des Kindes Lumpen, die umsonst zu flicken
Die Nadel sich in dürrer Hand geregt!
Gespenstig scheint das Hemdchen ihr zu winken —
Ein Arm, ein Leib, dem nur das Seelchen fehlt,
Ein Körper, der das kleinste Wimmern hehlt —
Ein Schimmer nur, ein schattenhaftes Blinken!

„Das ist mein Sohn!" Sie preßt an ihre Brüste
Die Lappen mit verlangender Gewalt.
„Das ist mein Sohn, den ich mit Thränen küßte!"
Die Lumpen füllt ihr Sehnen mit Gestalt,

Ihr Seufzen schwellt das Hemd mit süßem Leben,
Liebkosend hegt sie's auf verwaistem Schooß.
„Das ist mein Sohn!" Sie ruft es thränenlos,
Endlosem, dumpfem Brüten hingegeben.

Noch einmal flackert, mit dem Nachthauch kämpfend,
Die Kerze mühsam auf und löscht den Schein.
Das Schneegefunkel, seinen Schimmer dämpfend,
Hält bei dem Todten trübe Wacht allein.
Und regungslos, erfüllt von ihrem Kleinen,
Sitzt Margreth stumm. Es wimmert nur der Wind,
Als hörte sie ihr armes, liebes Kind
So fern und ferner durch die Gassen weinen.

So findet sie nach langen, kalten Stunden
Die greise, taube, güt'ge Nachbarin
Und gießt mit stummen Bitten in die Wunden
Des Herzens Trost mit rechtem Muttersinn.
Dem Todten drückt sie zu die müden Lider,
Und zieht Margreth auf ihren Schooß so lind,
So sanft, so treu. Das arme, große Kind —
Es findet die verlor'nen Thränen wieder.

Und sie genas. Des Siechthums lange Sorgen
Verschlangen schnell das einst verfehmte Gold.
Vor Mangel fühlt sie sich durch Fleiß geborgen —
Noch ist sie jung und schön, ja doppelt hold.
Ja neu ersprießen ihrer Wangen Rosen,
Wie Blumen, die der Regen halb geknickt,
Aufstehn im Maistrahl, den die Sonne schickt,
Und sanft mit Bienen und mit Faltern kosen.

Doch wie sie, emsig waltend über'm Rahmen,
Die Nadel führt, ob näht, ob säumt, ob stickt —
Oft flüstert sie des Sohnes theuren Namen,
In schmerzliches Gedenken süß verstrickt.
Verstohlen zieht sie mit der Nadeln Spitzen
— Die Arbeit ruht — den kleinen Namenszug;
Oft, wenn ihr Odem an die Scheiben schlug,
Treibt sie's, das eine Wort darauf zu ritzen.

Und Nachts, auf stillem Lager, summt sie leise
Für Paul ein träumerisches Wiegenlied;
Bald steigert sie, bald mildert sie die Weise,
Bis ihr sein Athmen seinen Schlaf verrieth.
Denn immer hört sie seine süße Stimme,
Sein hell Gelächter, seines Lallens Qual,
Hört, wie er „Mutter" ruft zum ersten Mal,
Entzückt, ob auch ihr Aug' in Thränen schwimme.

Wie oft hat sie geforscht mit glüh'nder Wange
Nach seines Bleibens räthselvoller Spur,
Wie oft auf stolzer Schlösser Treppengange
Saß sie enttäuscht, gebrochen in der Flur!

Wer zählt die Schritte, Straßen, wer die Meilen,
Die unverdrossen sie zurückgelegt?
Ach, daß die Hoffnung nur die Flügel regt,
Um ewig fern und ferner zu enteilen!

Indeß sieht Paul sie wachsen, schmeicheln, grüßen,
Hört seinen ersten Schritt im zagen Lauf,
Sieht straucheln ihn mit allzu kecken Füßen —
Im Knäul, der ihr entfiel, hebt sie ihn auf!
Wenn sich am Fenster Epheuranken regen,
Sanft treffend ihren Hals im Sommerhauch,
Ist ihr's, als ob nach rechtem Kinderbrauch
Paul's Aermchen sich um ihren Nacken legen.

Wie sich die Glieder ründen, Grübchen scharen!
Die Mutter täuscht kein trügerisch Gesicht:
Der Kindheit tückisch lauernde Gefahren,
Er überwand sie — es bezwang ihn nicht!
Am Haus vorbei sieht sie vorüberschweben
So manchen Trauerzug im Abendroth:
„Ihr hattet einen Sohn, nun ist er todt!
Ich habe keinen — doch er ist am Leben!" ....

Schon mancher Lenz war still dahingegangen,
Da treibt es mit Gewalt die Nähterin,
Mit heißem, unbezwinglichen Verlangen
Fern zum Portal der Knabenschulen hin.
Sie lehnt am Ausgang, findet kein Genügen
Hineinzustarren, bis die Glocke tönt: —
Das Antlitz von der Sehnsucht Gluth verschönt,
Forscht sie begierig in den fremden Zügen.

Da lugt und lauscht sie unter Schirm und Mützen,
Und ruft ein Freund den Spielgefährten „Paul",
Erbleicht, erglüht sie, muß sich schwankend stützen —
Die Buben sind in schnellem Spott nicht faul.
Doch unter all den blühend frischen Knaben
Kein Antlitz spricht zu ihr: „Margreth, ich bin's,
Ich bin dein Paul!" ... Sie eilt verstörten Sinn's,
Ihr Seufzen im Gewühle zu begraben.

Wie prangt sein Bild so licht in ihrer Seele,
So offen, wahr, so kindlich, klar und rein,
So frisch und lauter, ohne Falsch und Fehle —
So lacht's wie Maiglanz in ihr Herz hinein.
Von Jahr zu Jahr — wohl wechseln seine Züge,
Und sieht's einmal ein wenig altklug aus,
Unwirsch, verdrossen, weinerlich und kraus,
So schüttelt sie ihr Haupt mit stummer Rüge.

Führwahr, es ist kein Sohn mehr, es sind Söhne: —
Wie fruchtbar ist des Muttertraumes Schooß!
Und alle eifern an Gemüth und Schöne,
Und alle zieht sie in der Stille groß.

So bildet sie ihn fort im schwanger'n Geiste
Und stickt ins Antlitz sinnig Zug um Zug.
O nennt sie keine Närrin! Wär's ein Trug,
Der sie besucht — wer sucht sonst die Verwaiste?

Und naht die Weihnacht, seht sie dort im Freien
Geschäftig stehn vor jedes Ladens Schau!
Sie wählt ein Spielzeug, Bücher, Näschereien,
Und nimmt's mit ihrer Armuth nicht genau.
Verschwend'risch macht im Traum sie reiche Käufe,
Und zündet sie den kahlen Christbaum an,
Hängt sie der Sehnsucht gold'ne Bilder dran,
Daß sie den Sohn mit Gaben überhäufe.

Wie fernes Summen tönt der Lärm der Gassen,
Die durst'ge Stille schlürft den letzten Klang.
Ist Niemand da, sie zärtlich zu umfassen,
Pocht ihr kein Herz mit sehnsuchtsvollem Drang?
Kein Vöglein hegt sie, pflegt kein irdisch Leben,
Nicht Hund, nicht Kätzchen, selbst die Spinne nicht.
Ihr Sohn ist ihr Begleiter, Stab und Licht —
Sie hat an Liebe nichts mehr zu vergeben.

O wohl dem Herzen, das in öder Trauer
Noch für ein Lebendes in Sorge wallt,
Dem kleinen Sänger Wasser trägt zum Bauer —
Die Einsamkeit ist minder schwül und kalt!
Und doch, Margreth hat einen Freund gefunden,
Der sie mit Inbrunst achtet und verehrt,
In heißer Liebe schweigend sich verzehrt,
Dem nur ihr Leid die Zunge hält gebunden.

Genüber, dort wo schwankend die Gardine
Bewegt des Abends Wehen, spielt Erwin
Und läßt die Klagen seiner Violine
Zu Margarethens Sitz hinüberziehn.
Er lockt der Seele Klang aus braunem Holze
Mit des Verlangens süßer Innigkeit:
Hinschwirrt der Ton, der nach Erwidrung schreit,
Der sangesfrohen Armbrust schnelle Bolze.

Die junge Witwe lauscht, wie auf den Saiten
Der Finger klettert, zittert, steigt und schwebt,
Und sieht im anmuthvollen Schwunge gleiten
Den Bogen, der den Schatz der Töne hebt. —
Sie harrt und lauscht: das Lauschen wird ein Grüßen,
Bald spricht der Freund auf ihrem Weg sie an,
Und sie gewährt dem anspruchslosen Mann,
Ihr ihres Kummers Stunden zu versüßen.

Doch bannt ihr Ernst ein jedes Wort der Liebe;
Und wagt es sich ans Licht, sie scheucht's zurück,
Daß einer Würd'gern, Schön'ren es verbliebe —
Sie ist zu elend für ein neues Glück.

Doch seine Güte wirbt um ihr Vertrauen:
Sie giebt ihm ihr Geheimniß gläubig preis
Und läßt ihn, vor Erstaunen stumm und heiß,
Tief in den Abgrund ihrer Liebe schauen.

„Und wär's vergebens!" denkt der Freund, „wir hangen
An Täuschung Alle, hätscheln einen Wahn,
Wir haschen ein Phantom, von Sucht befangen,
Ein fernes Ziel auf ungewisser Bahn!
Sie sucht den Sohn. Der Ruhm ist's, den ich jage,
Ein schreckhaft Wild, und hol' es nimmer ein.
Und doch, wie doppelt elend müßt' ich sein,
Wenn ich, am Ziel verzweifelnd, nicht mehr wage!"

Und so hat ihn der Witwe Wort gezwungen
In ihres Fühlens engen Zauberkreis,
Daß er für Fragen und Ermittelungen
Die knappe Muße noch zu schmälern weiß,
In jedem Knaben, der zum Unterrichte
Ihn fröhlich aufsucht, ahnt er ihren Sohn.
Und ist er kühn zum Sieg im Wachen schon,
Verwegner noch sind seine Traumgesichte.

O wer erschöpft das Glück der Abendstunden,
Wenn er die Geige still hinüberträgt,
Und nun sein Herz, die Saiten zu verwunden,
In dem beseelten Holze klagend schlägt!
Dem kleinen Sarg entsteigen Geistertöne,
Wenn an den Friedhof er der Brust ihn hub:
Die Sehnsucht, die er Tags darin begrub,
Hebt sich empor in Auferstehungsschöne.

Dann mischt sich ihr Gesang in seine Klänge,
Umschlingen der Geliebten Melodie
Heißblütige Passagen im Gedränge
Und sterben hin in leiser Harmonie.
Bis daß der Leuchte matter Docht verglimme,
Aufjubelt und verathmet das Duett.
Nur Margarethen dünkt es ein Terzett: —
Ihr tönte mit des Sohnes ferne Stimme.

Wie liebt Erwin! Die Witwe zu erringen,
Bestürmt die Musen er um schnelle Gunst:
Die Geige soll sein Weib ihm kühn ersingen,
Den Flug der Sehnsucht überholt die Kunst.
Denn stets verwegner klimmt die Hand, die kecke,
Die Saiten auf im ungestümen Spiel;
Und wenn der Bogen kraftlos ihm entfiel,
Er fingert noch im Traum die Lagerdecke.

Und Winter war's! Was stauen sich die Wagen
Im langen Zug, der dort die Straße sperrt?
Die Werbetrommel hat der Ruf geschlagen,
Neugierig drängt die Menge zum Concert.

Hoch ragt Erwin im kerzenhellen Saale,
Den prächt'ger Schleppen seid'ne Fülle fegt.
Er hat die Geige an die Brust gelegt,
Nun ebbt des Lärmens Fluth mit einem Male.

Sind's Urgestalten, grollende Dämonen,
Die er entfesselt aus dem braunen Schacht?
Sind's irre Geister, die das Holz bewohnen
Und schmerzlich klagen durch die schwüle Nacht?
Horch! Wie Titanen wachsen die Accorde,
Die Wölbung stürmend mit des Bogens Kraft,
Zerschellend dort in jäher Leidenschaft: —
Und wieder auf zu des Gesimses Borde!

Und sie umschlingen dort die Karyatiden
Heißblüt'gen Sinn's — der Marmor glüht und bebt.
Der Töne Trotz schmilzt hin in süßen Frieden —
Ein Lächeln um die Marmorlippen schwebt.
Des Beifalls Meer will aus den Ufern treten —
Kaum neigt Erwin sich vor der trunk'nen Schaar,
Sein Auge sucht und findet, wunderbar
Aufleuchtend, im Gewirre Margarethen.

Für *sie* nur spielt er, *sie* nur will er mahnen —
Die Schöne lauscht und glüht, kaum athmet sie.
Durch ihre Seele zieht, wie freudig Ahnen
Schmerzlosen Glücks, des Freundes Melodie.
Sein junger Ruhm erfüllt mit Stolz ihr Denken: —
Ihr huldigt er, der schlichten Nähterin!
Und doch hast du, des Festes Königin,
Ein Königreich von Liebe zu verschenken!

Da schweift ihr Blick hinan zur Logenbrüstung —
Margreth entfärbt sich. Gleicht die hohe Frau,
Die dort sich lehnt, — (sie zittert vor Entrüstung) —
Der Räuberin des Sohnes nicht genau?
Ihr Ohr ist taub, und wären's tausend Geigen,
Vom Freund gespielt mit tausendfacher Kraft!
Ihr Ohr ist taub, ihr Sitz ist schnöde Haft,
Sie möchte schrei'n und muß doch hülflos schweigen.

Da neigt sich aus der Loge dunkelm Grunde
Ein Jünglingsantlitz liebevoll hervor
Und flüstert mit dem feinen, edlen Munde
Der Dame süße Plauderei'n ins Ohr.
Die Fremde lächelt. „Fort! *Mein* ist dies Lächeln",
— So schreit es in Margreth — „du stahlst es mir."
Sie schließt die Augen — o wie schwül ist's ihr,
Als ob sich selbst die Marmorbilder fächeln!

Und wieder blickt sie hin, die Sinne schwinden —
Paul ist's! deß zeugt ihr Blut, das fibernd wallt,
Sich mit des Sohnes Herzschlag zu verbinden —
Und krampfhaft hält sie ihre Faust geballt.

Da schlägt die Fremde in verliebtem Kosen
Mit ihrem Fächer nach des Jünglings Haupt.
„Die Hand fort“ schreit Margreth, des Sinn's beraubt —
Den Schrei verschlingt des Beifalls wildes Tosen.

Man drängt hinaus, ohnmächtig fortgerissen
Wird Margreth, von dem Strudel blind erfaßt.
Sie eilt und kämpft mit tausend Hindernissen
Und bricht sich Bahn mit rücksichtsloser Hast.
So kämpft ein Trümmer trotzig mit der Brandung,
Herangespült und, nah dem Ufer kaum,
Zurückgeschleudert, bis im Ueberschaum
Der mächt'gen Fluth er doch erreicht die Landung.

Nicht achtet's Margreth, wie von Aller Lippen
Der Ruhm Erwin's ihr laut entgegenschallt.
Gepreßt von des Portales Marmorklippen,
Trägt sie die Fluth ins Freie mit Gewalt.
Ein Wagen hält, mit Koffern schwer befrachtet,
Die Fremde zwängt die Schleppe noch hinein.
Die Thür schlägt zu, die Rosse ziehn. — „Halt ein!“ — —
Vergeb'ner Ruf, den Schnee und Sturm mißachtet.

So nah dem Ziel, inbrünstig es zu fassen! —
Entschlüpft der Vogel aus des Bauers Raum,
Und keiner Feder Spur zurückgelassen,
Nicht einer Flocke winz'gen, weichen Flaum! — —
Zum Bahnhof strebt die Mutter unerschrocken
Der Straßen öde Zeile schnell hinauf.
Der Wintersturm hemmt neidisch ihren Lauf,
Hell pudert ihr der Schnee die dunkeln Locken.

Der Bahnhof ist erreicht. Das Dampfroß zaudert
Mit Prusten noch — schon steht der Zug bereit.
Die Mutter hört — und ihre Seele schaudert —
Den Pfiff, den nur ihr Jammer überschreit.
Und langsam rückt's. Am Fenster, frostvergittert,
Steht der und blickt sie an, den sie verstieß. —
Ein Husch! — Am Wagen prangt das Wort: „Paris.“ —
Die Erzgelenke dreh'n, der Boden zittert.

Dahin, dahin, in ferne Welt verloren! —
Des letzten Wagens letzter Schimmer fließt
Noch auf den Schienen, die, erstarrt, erfroren,
Die Gluth mit flücht'gem Leben übergießt.
So endlos dehnt sich ihres Leidens Zeile,
Von flücht'ger Hoffnung trügerisch erwärmt,
Dann wieder starr und ehern. — Fernher lärmt
Das dumpfe Donnern der metall'nen Eile.

Und nun Erwin? — In Margarethens Zimmer
Harrt er und harrt und träumt der Liebe nach.
Auf sein Geheiß schmückt Glanz und Blumenschimmer
Und Speis' und Trank das staunende Gemach.

Entflohn den Neidern, Freunden und Genossen,
Erfolg und Ruhm, erkor er dies Asyl,
Von der Geliebten hoffend für sein Spiel
Den schönsten Lohn, den Liebe je erschlossen.

Wie freut ihn dieses Sorgen, Ueberraschen!
Zur Beute wird er nun der Ungeduld,
Nach tausend Möglichkeiten muß er haschen,
Sich zu enträthseln ihres Säumens Schuld.
Da klingt ihr Schritt auf den vermorschten Treppen —
Er mustert das Gemach mit heiter'm Blick.
So naht kein Liebender: — ein schwer Geschick
Scheint sauren Ganges sich heraufzuschleppen.

Verstört und bleich, erschöpften Odems, zitternd
Tritt Margreth ein und sinkt zu Boden fast,
Des Wiedersehn's gehoffte Lust verbitternd —
Erwin umfängt und stützt die schwanke Last.
Er heißt sie sitzen, ruhn, und hüllt die Starre
In Tuch und Mantel, reicht ihr würz'gen Wein.
Sie nippt ein wenig, drückt die Augen ein,
Als wenn des Blicks ein neuer Schrecken harre.

„Bist Du's? Bin ich's? Und wird nicht fortgetragen
Mit Sturmeswehn das trauliche Gemach?
Stürzt rasend sich nicht Wagen hin auf Wagen,
Nicht Platz dem Platz, nicht Haus dem Hause nach?
Glüh'n nicht auf ehr'nen Furchen rothe Gluthen,
In die der Unverstand die Hast gesät?
O, haste nur! Du kommst zu spät, zu spät!
Toll, wie ein Eilzug, jagen die Minuten!"

Er schweigt bestürzt; dann, allgemach sich hebend,
Blickt sie umher; der Wärme sanfter Hauch
Durchströmt ihr Blut, froſtlösend und belebend
Sie lobt den Wein, lobt Kerz' und Blumen auch.
„Vergib, Erwin! Wie dank' ich dir die Freude?
Heut ist dein Ehrentag, drum forsche nicht,
Was mich erschreckt. Aufglomm ein rettend Licht —
Und Nacht umhüllt nun wieder mein Gebäude."

Sie tritt zum Schrank, auf dem in sauber'n Reihen
Verschämt erglänzt der Bücher dürft'ge Schaar,
Ein lang verwahrtes Lorbeerreis zu weihen
Dem Freund, und lächelnd flicht sie's ihm ins Haar.
Er schaut sie an mit freudefrohen Wangen:
Und wie nun lieblich Glas an Glas erklingt,
Dumpf eine Saite seiner Geige springt,
So dumpf, als ob des Herzens Saiten sprangen.

Dann seufzt sie tief. Er ahnt, was sie verschüchtert,
Kennt er doch ihren lang gehegten Wahn!
Doch, von des Abends Taumel nicht ernüchtert,
Folgt ihr der Freund nicht auf gewohnter Bahn

Margreth, verletzt im Stillen, ganz benommen
Von dem auf's neu verlorenen Verlust,
Befremdet schweigt, daß aus des Freundes Brust
Nicht eine Frag' ihr mag entgegenkommen.

Sie möchte beichten und die tiefe Wunde
Ausschütten ihm, der sie so oft gehört.
Doch er — was ist ihm Paul in dieser Stunde?
Ein Schatten nur, der jede Lust verstört!
Der unsichtbare Mittler, der verstohlen
Die Herzen band mit magischer Gewalt,
Wird nun Erwin zur dräuenden Gestalt
Und schleicht heran auf eifersücht'gen Sohlen.

Und wär' er Fleisch und Blut, er würd' ihn packen! —
Margreth ist schön! Und zaub'risch ist die Nacht!
Nie wallte so um ihren weißen Nacken
Der aufgelösten Flechten dunkle Pracht!
Der Schmerz, der mit der Dankbarkeit sich streitet,
Durchgeistigt ihrer Züge feinen Schnitt: —
Des Busens Welle theilt der Luft sich mit,
Die, üppig wogend, seine Brust umgleitet.

Und er beginnt, ihr scheu zu Füßen sinkend:
„Der Lorbeer ist des Ruhmes frost'ger Preis,
Von seelenlosem, kaltem Schimmer blinkend: —
O schling' hindurch der Myrte grünes Reis!
Zieh mich empor in deine liebe Nähe,
Daß ich, nachtwandelnd in dem ird'schen Thal,
Nach deiner Schönheit himmelreinem Strahl,
Nach deiner Augen sanftem Stern nur spähe!"

Da schreckt sie auf, gescheucht von seinen Bitten:
Wie steht sie da in keuscher Majestät!
Was sie in dieser Stunden Qual gelitten,
Tönt aus das eine Schmerzenswort: „Zu spät!
Ich bin nicht mein, wie könnt' ich mich verschenken?
Und hat berückt mich deiner Saiten Ton,
So fordert mich gebieterisch mein Sohn:
Denn ihm gehört mein Fühlen und mein Denken!"

Er sieht, von süßen Schauern überwältigt,
Im düst'ren Zorn der Liebe Wetterschein,
Spricht Worte, die sein Flehn verhundertfältigt:
„O laß mich deinen Sohn und Gatten sein!"
Wie schwer sie kämpft, daß sie die Liebe hehle!
Dann schüttelt sie ihr Haupt in stiller Qual:
„Vergib! — Und dürft' ich lieben noch ein Mal,
Ich liebte Dich mit meiner ganzen Seele!"

„Doch sieh! Wir stünden betend am Altare: —
Ich hätte nicht den Muth zum freud'gen Ja!
Paul risse mir den Brautkranz wirr vom Haare,
Und ewig wär' er hier und dort und da!

Er säße mit zu Tisch, zu allen Stunden,
Er schliefe mit uns ein, er weckte mich,
Wenn mich der erste süße Traum beschlich: —
Du hast den Sohn, o Mutter, nicht gefunden!"

Er tritt ihr in den Weg, er will sie pressen
Ans Herz, so dürstend nach der Liebe Glück.
„Geh hin, Erwin, und suche zu vergessen!" —
Sie führt mit sanften Bitten ihn zurück.
„Was kann die arme Margreth dir gewähren?
Ein unerreichbar Sehnen ist mein Loos.
Ihn stieß ich aus! Unfruchtbar ist mein Schooß: —
Und keinen Sohn wird dir dein Weib gebären!"

Sie schlägt den Busen sich mit zorn'gen Händen: —
„Er war versiegt, da Paul um Nahrung schrie,
Und hat nun keinen Tropfen mehr zu spenden
Von Lieb' und Glück und stiller Harmonie!"
Wie seltsam wird ihm! Wie ihr Auge funkelt
Von ungewohntem, flackernd irrem Licht!
Ist's Fiberwahn, der aus dem Blitzen spricht?
Hat seinen Geist des Schmerzes Nacht umdunkelt?

Und flugs, von Unmuth, Groll und Leid bezwungen,
Packt er die Geige, daß die Saite gellt,
Und hält sie bebend hoch emporgeschwungen,
Auf daß am Boden klirrend sie zerschellt.
„Du logst! du solltest mir mein Weib ersingen!
Nach deinem Takt fügt sich kein Marmorstein!"
Sie fällt ihm in den Arm und fleht: „Halt ein!
Und weiß ihm sanft die Laute zu entringen.

Sie flüstert leise: „Laß, Erwin, uns scheiden!
Nicht einsam wird der Pfad den Fernen sein.
Ich habe meinen Sohn, mit mir zu leiden: —
Er ist mir nah, und gern gedenk' ich dein!
Du nimm die Geige, daß sie dich geleite
Wie eine Tochter, die zum Vater steht
Mit süßem Trost und innigem Gebet!
Sie sei dein Stab, wohin dein Fuß auch schreite!"

Sie drängt ihn bittend fort; mit stummem Schmerze
Reißt er sich los und schwankt verstört hinaus.
Schnell löscht Margreth die flackermüde Kerze
Und kleidet vor dem off'nen Schrank sich aus.
Gespenstig scheint ein Hemdchen ihr zu winken —
Ein Arm, ein Leib, dem nur das Seelchen fehlt,
Ein Körper, der das kleinste Wimmern hehlt —
Ein Schimmer nur, ein schattenhaftes Blinken!

„Das ist mein Sohn!" Sie preßt an ihre Brüste
Das Hemdchen, das mit ihr das Lager theilt.
„Das ist mein Sohn, den ich mit Thränen küßte!" —
Sie hält ihn weich im Arm und unverweilt.

Noch lange klagen fernher, zittern, hauchen
Gramvolle Geigenseufzer durch die Nacht.
Das ist Erwin, der gegenüber wacht —
Und Margreth's Augen sich in Thränen tauchen. —

Erregt, gereizt, voll Unruh, ohne Frieden
Durch alle Gassen zwecklos irrt Erwin.
Die Kunst, die sonst ihm sich'ren Trost beschieden,
Verräth ihn mit zerriss'nen Harmonie'n.
Was kümmern ihn des Ruhmes feile Schranzen,
Die nach ihm späh'n? Lob, schwarz auf weiß gedruckt?
Die Geige, die ihm an der Schulter zuckt,
Des Herzens Echo, hallt von Dissonanzen.

Und traurig schaut er nach dem Fenster drüben —
Er reibt die Stirn. „Wie kam's? Was ist geschehn?"
Die Wolken hangen tief herein und trüben
Den Ausblick ihm; die Flocken wirbeln, wehn.
Kein Vorhang regt sich dort. Es pflanzt Kristalle
Der Frost auf Margreth's Scheiben wunderbar.
Eiszapfen säumen, dünnes Greisenhaar,
Des Daches Stirn im kargen Ueberfalle.

Und läßt die Sonne klar den Schnee erglänzen,
Wohl neidet er den Flocken ihr Geschick,
Die, ungescheucht, ihr Fenster dürfen kränzen
Und sterben hin, traf sie ihr Feuerblick.
Das Kätzchen neidet er, das nächt'ger Stunde
Vor ihren Scheiben scheu vorüberstreicht.
Und ob die Sehnsucht quälend ihn beschleicht,
Kein Mond, kein Stern gibt, keine Flocke Kunde.

Doch endlich treibt's ihn hin mit bangem Zagen,
Die morsche Treppe stöhnt ihr mürrisch Ach.
Du kannst den Klopfer an der Thür zerschlagen —
Nur taube Spinnen hüten das Gemach.
Die alte Nachbarin erzählt beflissen,
Wie längst Margreth der Habe spärlich Gut
Verkauft und still, das arme, thör'ge Blut,
Ihr Heim verließ. Wohin? Wer mag es wissen? —

Das sind die Mauern noch, die seinem Spiele
Dereinst engbrüst'gen Wiederhall getönt!
Das ist das alte Knarren noch der Diele,
Das oft sein Ohr entzückt, so klangverwöhnt!
Die Leere gähnt ihn aus dem öden Zimmer
Gestaltlos an. Hohl predigt jeder Ort:
„Zu spät!" — Ein Zettel knistert, zittert dort:
„Mich ruft mein Sohn! Vergiß, vergib — auf immer!" —

Das Wort auf jenem dampfbeschwingten Wagen
Trieb Margreth unaufhaltsam nach Paris.
Die Furcht, des Abschieds Qual nicht zu ertragen,
War's, daß sie heimlich so den Freund verließ.

Doch wie sie hinrollt auf den eh'rnen Streifen,
Fliegt der Genoß voraus, der stille Wahn,
Und harrt am Ziel, wo sie verläßt die Bahn,
Geschäftig schon, die Freundin zu ergreifen.

Da liegt der Städte Stadt! Und unentwirrbar
Verbreitet sich der Straßen dichtes Netz.
Der Wahn zeigt ihr den Weg, wo nur durchirrbar
Die Stadt sich thürmt, mit eifrigem Geschwätz.
Der Wahn führt, wie des Lebens Fluth auch brause,
Sie über Platz und Brücke deutend fort.
Schnell findet Margreth sicher'n Zufluchtsort,
Arbeit und Kost in einem deutschen Hause.

Und schnell gewinnt sie sich des Hauses Herzen,
Unhörbar schaltend, wie ein guter Geist.
Man wagt mit ihrem Ernste nicht zu scherzen,
Und ihre Sanftmuth ist's, die Jeder preist.
Treu lebt sie ihrer Pflicht; unheimlich schrecken
Die Wimpern dann und wann und Brauen auf: —
Ausnützt sie jeder Muße kargen Lauf,
Des Sohn's verlor'ne Spuren zu entdecken.

Und immer heft'ger wühlt sich all ihr Sinnen
In dieses Zaubernetz, das sie umgarnt,
Ihr Fühlen eng und enger einzuspinnen —
Denn keine Täuschung hat sie je gewarnt.
Wie zieht sie groß den einzigen Gedanken
An Kindes Statt, fehlt auch der Liebe Lohn!
Die Kunde selbst, daß starb der theure Sohn,
Läßt eine Margreth nicht im Glauben wanken!

Wie im Gebirg auf öder Gletscher Mitten,
Umstarrt von Eis, das nichts Lebend'ges theilt,
Am Pfad, deß Echo selten hallt von Tritten,
Wo auch das Saumthier scheu vorübereilt —
Wie dort am mürben Holz mit breiten Wunden
Aufragt des Heilands kunstlos Marterbild,
Des Menschen einz'ge Spur im Eisgefild,
Der auch im Gottverlaff'nen Gott gefunden: —

Kein Leben weit und breit! Die Höhen glühen
Im Abendroth bis zu den Schläfen auf,
Aus ferner Tiefe hallt von Alpenkühen
Nur ein verirrter Glockenton herauf —
Und tiefer färben sich der Berge Wangen,
Die Kuppen knie'n im Schattenniederfall,
Purpurn, als hätten sie im Eiskristall
Das Blut des Heilands dürstend aufgefangen: —

So in Margreth's vereinsamt bangem Herzen,
In ihres Geist's erstorb'ner Gletscherwelt,
Ragt, glühend von der Liebe Weihekerzen,
Des Sohnes Bild, ein Heiland, Hort und Held!

Er füllt die Leere, füllt die öden Stunden.
Sie schlug an's Kreuz ihn, da sie ihn verstieß: —
Er winkt ihr aus der Hoffnung Paradies!
Und, gottverlassen, hat sie Gott gefunden.

Schon mischen sich mit mattem Grau die Haare,
Nur heller strahlt und leuchtet ihr Phantom.
So schwinden Tage, Wochen, Monde, Jahre;
Die Messen hört sie stets im heil'gen Dom.
Sie prüft der Beter Mienen, prüft die Züge,
Schaut manchem Jüngling still in sein Brevier.
Da dünkt es sie, als kniet' Er neben ihr,
Als wenn beseligt Hand in Hand sich füge.

Dann träumt sie wohl: „Und bin ich einst gestorben,
Wird auch im Jenseit Noth und Irrfahrt sein?
Hab' ich im ird'schen Thal ihn nicht erworben,
Ich find' ihn dort — und ewig ist er mein!
Wo sich die Engel um den Heiland schaaren,
Dort treff' ich ihn und kenn' ihn jubelnd aus;
Am hellsten flammt im gold'nen Himmelshaus
Der Heil'genschein in meines Sohnes Haaren!" —

So prüft sie jeden Ort und jede Stätte.
An der Theater Mündung harrt sie oft,
Wenn über ihres Stromes enges Bette
Die Fluth der Menge schwillt. Sie lauscht, sie hofft!
Zudringlich, kupplerisch scheint ihr Getriebe,
Blickt sie den Männern unter Mütz' und Hut.
Dann flammt auf ihren Wangen zorn'ge Gluth:
Ach, keine Liebschaft sucht sie, nur die Liebe!

Mit nimmer müdem Fuß siehst du sie wallen
Hin durch der Hauptstadt stolze Galerie'n,
Wie einen Schatten durch die Marmorhallen
An der Beschauer Fersen lautlos ziehn!
Nicht Gyps und Marmor, glüh'nder Farben Brennen,
Verfolgt ihr Aug' und ferner Zeiten Stil: —
Sie forscht nur, im lebendigen Profil
Den Meißelschlag der Träume zu erkennen.

Umsonst! — Und leblos unter todten Bildern
Starrt sie hinaus, der Blick wird thränenhell.
Hierher, ihr Künstler, wahrsten Schmerz zu schildern!
Für eine Niobe seht das Modell!
Langsam entvölkern sich die hall'nden Säle,
Aus Pfeilerschatten wankt sie vor das Haus,
Als wandelt' eine Säule schwer hinaus
Und nickte gramvoll mit dem Kapitäle.

Dann steigt in ihr Museum Margarethe,
Zu ihres kleinen Sohns Reliquienschrein;
Als wären sie vergilbte Weihgebete,
Durchblättert sie die Lumpen aus und ein. —

Am liebsten doch, trotz Sturm und Wettertücke,
Eilt Abends sie geschäftig an den Fluß
Und lauscht, im Mondglanz oder Regenguß,
Dem Lärm und Rollen auf der Pfeilerbrücke.

Wie stürmt's vorbei in klirrenden Karossen!
Stürmt so der Sohn im keckem Flug vorbei?
Wie dunkel kommt der Strom dahergeschossen!
Wiegt sich im Boot der Jüngling kühn und frei?
Wie hallt und schallt der Stein von tausend Sohlen!
Und hört sie nicht heraus den einen Schritt?
Geht nicht der Sohn an ihrer Seite mit
Und jetzt voraus im hast'gen Ueberholen?

Ja, das ist Leben, Tosen und Erregung,
Und Alles spricht, und Nichts ist todt und stumm!
Blickt wer sie an mit flüchtiger Bewegung,
So blickt der Sohn sich nach der Mutter um.
Das geht und strebt und zieht und flieht von hinnen!
Dort hemmt ein Jüngling harrend seinen Schuh: —
Er ist's, er zaudert noch — sie winkt ihm zu —
Doch die Gestalten in einander rinnen.

Da taucht er wieder auf mit späh'nden Blicken —
Entgegen ihm, und höher schwillt ihr Muth!
Sein Liebchen kam, die Arme sich verstricken,
Und hinter ihm zusammen schlägt die Fluth.
Zu viel! Im wirren Strom den einen Tropfen
Hat sie erfaßt — ein andrer reißt ihn fort.
Zurückgeschleudert, schon so nah dem Port!
Sie hört im Lärm des eig'nen Herzens Klopfen.

„Sein Liebchen kam! Nun flüstern sie und kosen —
Wer denkt der Mutter auch am Arm der Braut?"
Es übertäubt nicht mehr das inn're Tosen
Der Lärm, der dumpf im tauben Ohr sich staut.
Zum ersten Mal ausdenkt sie den Gedanken:
„Ist Paul vermählt, und schwur er am Altar?
Eilt nicht zu mir der Enkel süße Schaar,
Mit Händchen mich und Armen zu umranken?"

Gleich einer Bettlerin streckt sie die Hände
Bewußtlos aus, ihr Haar zerwühlt der Wind.
Nur eine Thräne fällt als milde Spende
Ihr schwer hinein. O Sohn, o Weib, o Kind!
Bald eifersüchtig, bald mit holden Farben
Malt sich ihr Geist des Sohnes Gattin aus:
„Er wählte brav, und festlich prangt sein Haus —
Nur ich, die ihn gebar, muß ewig darben!"

Dann klagt sie grollend wider die Vermählte:
„Du nahmst ihn mir, du stiegst auf meinen Thron.
Die Mutter, die einst deine Locken strählte,
Erzog die Tochter für den hehrsten Sohn.

So nehmt Euch hin, ich will Euch ja nicht schelten;
Und doch — ich hatt' ihn nie, er war mir fern!
Aus Eurem Himmel gebt mir einen Stern,
Nur eine Welt aus Euren Liebeswelten!

Wenn du, sein Weib, ihm darfst am Munde hangen,
O laß mir deinen Reichthum flücht'ge Zeit,
Und müßt' ich knie'n, den Odem aufzufangen,
Den er sich schöpft für deine Zärtlichkeit!
Du hegst ihn Tag und Nacht, im Ueberflusse
Siehst in den Kindern du verdreifacht ihn!
O dürft' ich nur auf seiner Schwelle knie'n —
Ich küßte sie mit meinem letzten Kusse!"

Schon kam die Mitternacht heraufgestiegen,
Die ernst der Thürme Schall im Arme wiegt.
Und will des Stromes Rauschen nicht versiegen,
Doch allgemach des Lebens Fluth versiegt.
Verdrossen schleicht aus schläfrigen Laternen
Der müde Strahl ins feuchte Bett hinab.
Der Fluß ist tief, geräumig ist sein Grab
Und kann dich lehren, das Vergessen lernen.

Hoch von der Brustwehr neigt Margreth sich nieder,
Lauscht, wie am Pfeiler sich die Woge bricht
Und rieselnd sich zertheilt, und immer wieder
Die dunkeln, ungewissen Kreise flicht.
Jäh faßt der Wahn sie an, hinabzuspringen —
Der Wind nur irrt die Brücke hin und her.
Da schallt der Damm von Schritten, wüst und schwer,
Geschrei ertönt, und trunk'ne Lieder klingen.

Horch! Welcher wohlbekannte Laut inmitten!
Am Arm der Zechgenossen schwankt Erwin
Vorüber an Margreth mit blei'rnen Schritten —
Im schnöden Aufzug auch erkennt sie ihn.
Sich tiefer in des Pfeilers Schutz zu pressen,
Tritt sie zurück, bis ihn die Nacht verschlang.
Der Sturm zerpflückt den widrigen Gesang: —
Da lacht sie auf: „Verschollen — und vergessen!"

Da kam der Krieg, die Völker zu zerklüften,
Nach Frankreich strömt's aus allen deutschen Gau'n.
Der welsche Boden gähnt von tausend Grüften,
Und Sieg auf Sieg — und Grauen folgt auf Grau'n.
Vom fremden Herde schnöd hinweggetrieben,
Auf heim'sche Scholle setzt Margreth den Fuß.
O wie verlassen hier! Kein Blick, kein Gruß,
Kein Jubelzuruf überraschter Lieben!

Schnell mehrt das Grau sich in den kargen Locken,
Die Gram gelichtet wie der Feinde Reih'n.
Sie nährt sich kümmerlich, doch unerschrocken —
Das Aug' erlahmt — die Stiche sind zu fein!

Und täglich wühlt sie in den Todtenlisten
Und liest und liest und zählt der Kreuze Schaar.
„Es lebt der Sohn!“ Dies ist ihr offenbar
Und gibt ihr Muth, die Tage fortzufristen.

„Wie könnt' er todt sein? Pflegt mit Heldenmuthe
Er nicht die Wunden, hülfreich in der Schlacht,
Ein treuster Arzt, und wehrt dem feigen Blute,
Dem Ueberläufer in des Todes Macht?
Ihn mochte noch die Kugel nicht erreichen: —
Denn traf sie ihn, ich fühlte ihren Schlag,
Das Blei in meiner Brust! Am gleichen Tag
Stürzt' ich mit ihm! — Der Tod vereint die Leichen!“

So zehrt Margreth sich auf mit dumpfem Brüten,
Aus hohlen Augen blitzt der kranke Wahn.
Zu tief erregt, des Zimmers Haft zu hüten,
Schleicht murmelnd sie die altgewohnte Bahn.
Die alten Gassen sind's, die alten Steine,
Mit lastender Erinnerung beschwert.
Gleich einer Ahnfrau, die zurückgekehrt,
Geht fremd sie durch der Lebenden Gemeine.

Da dringt ein Geigenhall zu ihren Ohren,
Verdrossen, heiser klagend, grell und schrill,
Als räng' er durch des Holzes staub'ge Poren
Nach letztem Odem, da er sterben will.
Sie folgt dem Klang. Im schmalen Hof ein Geiger
Spielt eine Weise, die das Herz ihr rührt.
Der hagre Mann nur matt den Bogen führt,
Wie auf erstorb'nem Uhrwerk irrt ein Zeiger.

Sie kennt den Klang, ob berstend auch gesprungen
Das Holz in jahrelangen Sehnens Leid!
Sie kennt das Lied, in das hineingesungen
Sie oft in glücklich unglücksel'ger Zeit!
Hoch ist der Hof! Vergebens zu bestricken
Der Mauern Mitleid, stöhnen Melodie'n.
Die Geige sinkt, zum Hofthor schwankt Erwin —
Da messen sie einander mit den Blicken.

„Margreth“, schreit Jener, und mit einem Male
Sinkt er zu ihr und theilt den kalten Stein.
Für sie, wie einst im stolzen Pfeilersaale,
Für sie hat er gespielt, für sie allein! —
So treffen sich — verwehn des Sturms Accorde —
Entmastet, morsch, auf ödem Meer am Riff,
Die einst der Hafen einte, Schiff zu Schiff —
Flutheinsam, trauernd küssen sich die Borde.

Er raunt ihr zu, wie er um sie gelitten,
Von Stadt zu Stadt nur ihre Spur gesucht,
Wie er gekämpft, gezweifelt und gestritten
Und oft des Daseins lange Qual verflucht!

Wie er, daß trunken seine Sehnsucht schliefe,
Den Tag, die Nacht mit Wein und Spiel gekürzt,
Sich in den Strudel wilder Lust gestürzt,
Und wie's ihn niederzog in schlamm'ge Tiefe!

Wie er zum Bettler ward, zur schnöden Neige
Des Elends Kelch geleert, verstoßen, krank,
Die gicht'schen Finger krampfhaft an der Geige,
Die mürrisch, scheu die alten Lieder sang.
Wie er, sie einmal an die Brust zu pressen,
Sich ewig'heißer, glühender gesehnt!
Sie lauscht, mit Thränen an den Freund gelehnt,
Und flüstert still: „Verschollen — nicht vergessen!" —

„Nun bist du mein, treu will ich dich geleiten,
Wir trennen uns nicht mehr — ich bin am Ziel.
Die halbe Welt durchhallten meine Saiten,
Nun tröste dich, du meine Welt, mein Spiel!"
Und wie er spricht, die Hände sich verschlingen;
Er fühlt den Druck, und seine Linke streicht
Die Geige wie im Traum, so selig leicht —
Da tönt's wie ferner Aeolsharfen Klingen.

„Wohl mir, daß ich die Theure nicht zerschmettert,
Die mir zur Tochter ward, wie du gesagt!
Sie war mein Stab, wenn mich der Sturm umwettert,
Sie sprach mich frei, wenn Alles mich verklagt." —
Still ist's im Hofthor, schräg von draußen fallen
Die Abendsonnenstrahlen mild herein,
Wie eines letzten Glückes später Schein —
Und zitternd fühlt Margreth die Pulse wallen.

Sie ist verwirrt. Die Tochter, die er nannte,
Gemahnt sie an den unerforschten Sohn.
Daß er auch heut von Mitleid nicht entbrannte,
Nach Paul nicht fragt — ach, sie verzeiht es schon.
Hat sie doch selbst so viel sich zu vergeben,
Zerrinnt in Nebel doch des Sohns Gestalt,
Und fühlt sie mit verdrängender Gewalt
In sich ein neues, ungeahntes Leben!

„Vergib, Erwin, mein abschiedloses Scheiden!
Ich liebte dich, — mich trieb die Pflicht hinaus." —
„Du fandst Ihn nicht. Laß uns gemeinsam leiden,
Wir späh'n Ihn mit vereinten Augen aus."
Da sinkt sie willenlos ihm in die Arme,
Er neigt sein Haupt und blickt sie zärtlich an:
Ob auch der Jugend duft'ger Schmelz zerrann,
Noch trotzt die Schönheit dem verwegnen Harme.

Er hält sie fest im Arm — nach soviel Sehnen
Ein Augenblick der Füll' und Sättigung!
Schleicht auch sein Blut bedächt'ger durch die Venen,
Jetzt steuert's schnell, erglüht und wieder jung.

Da sieht er die geliebte Frau erblassen,
Nur mühsam stützt er sie und trägt sie halb.
Ihr Antlitz bleich, die Wangen fahl und falb —
Zu viel des Glücks, es ungestraft zu fassen!

Sie fühlt sich krank, so krank! — Und soll sie kehren
Zur öden Kammer, wo der Mangel harrt?
Der Freund versucht es liebreich ihr zu wehren,
Der ihr geängstigt tief ins Auge starrt.
Durch Gassen geht's, durch finst're, menschenleere,
Nun hält das Paar am düsteren Portal.
„Leb' wohl!" — Margreth gebettet im Spital,
Die einst sein Traum geführt zu Glanz und Ehre! —

Früh eilt Erwin, ihr Schicksal zu erkunden —
Entgegen streckt sie ihm die heiße Hand.
„Ich sah Ihn", flüstert sie, „Er ist gefunden!"
Aufzuckt der Freund. So litt denn ihr Verstand? —
„Er stand an diesem Bett, ein Gott der Gnade,
Er fühlte mir den Puls — ich blickt' Ihn an
Und konnte sprechen nicht. O welch' ein Mann!
Daß ich mit Thränen ihm die Hände bade!"

„Du glaubst mir nicht, Erwin? Sieh dort! Es klingen
Schon seine Schritte freundlich auf dem Flur.
Heut soll ich endlich, endlich ihn umschlingen —
Und ist er's nicht, lügt Gott und die Natur!"
Die Thür geht auf. Wie steht Erwin betroffen!
Mit stillem Gruße tritt der Arzt herein,
Als schaut er mit Margrethens Augen drein,
Wie sie dereinst geglüht in Lust und Hoffen.

Er nähert sich mit aufgestreiftem Hemde,
(Galt's schwere Kunst doch in dem Nebensaal)
Und sieht voll Mitleid auf die kranke Fremde —
Auf weißem Oberarm erglänzt das Mal.
Margreth gewahrt's und gräbt die Finger bebend
Ihm in das Zeichen. „Paul, mein herrlich Kind!"
„Ich heiße Paul", spricht er. — „O Wort, so lind,
So reich, mich über alle Frau'n erhebend!"

„Ei, Mütterchen", — wie sanft ist seine Weise! —
„Legt nieder Euch. So — so — so — mit Vergunst!"
Er rückt die Kissen ihr und murmelt leise:
„Hier ist verloren aller Aerzte Kunst." —
„Du kennst mich nicht? O lerne mich erkennen —
Bis auf den Grund der Seele mußt du sehn."
Voll dunkler Thränen ihr die Augen stehn,
Heiß auf des Sohnes Hand die Lippen brennen.

Dann wirft sie wild den Arm um seinen Nacken
Und küßt ihn auf die Stirn mit freud'gem Schreck.
Wer ahnt, Erwin, die Schauer, die dich packen?
Kopfschüttelnd, traurig eilt der Arzt hinweg. —

Margreth sitzt aufrecht in des Lagers Mitten
Und singt mit heis'rem Munde den Choral:
„Nun danket alle Gott!" — Vorbei die Qual,
Die jede Faser hundertfach durchschnitten!

„Nun danket alle Gott! Nun darf ich sterben —
Denn meine Augen haben dich gesehn.
Du athmest, lebst, dich raffte kein Verderben,
So sei' ich dich — dir wird kein Leid geschehn!
Wie du im Traum dich mochtest offenbaren,
So schaut' ich dich in lichter Herrlichkeit.
Was Sehnsucht, Noth und Qual mir prophezeit —
Du lagst an meiner Brust — ich hab's erfahren!"

Die Kranken im Gemach, von Grau'n erkaltet,
Erbeben, beten mit ihr, athmen kaum.
Sie sinkt zurück, die Hände stumm gefaltet,
Und schlummert ein; die Wimper zuckt im Traum.
Erwin küßt ihr die Stirn, ein Friedensbote,
Und wankt von dannen, wie ein Schatten fließt.
Doch ihren wärmsten Purpurschimmer gießt
Die Sonne durch den Saal — auf eine Todte.—

Nach langem Harr'n in später Abendstunde
Trifft bangend den ersehnten Arzt Erwin.
Er füllt sein Herz mit unerhörter Kunde
Und läßt ihr Leben ihm vorüberziehn.
Er rüttelt auf das zögernde Gedächtniß
Aus langem Schlaf. Ernst schließt der Arzt sich ein
Und greift mit irrer Hand aus eich'nem Schrein
Der todten Pflegemutter letzt Vermächtniß.

Zwar sollt' er's öffnen erst nach späten Jahren —
Es zu entsiegeln, treibt ihn höh're Pflicht.
So ist's, wie von dem Geiger er's erfahren —
Die stolze Frau war seine Mutter nicht.
Und Jedes stimmt, die Namen, Straßen, Zeiten.
Er ruft die Gattin — und bei Kerzenschein
Stehn sie im Leichensaal, mit Ihr allein,
Die nimmer aufweckt ihr gedämpftes Schreiten.

Paul flucht der Kunst, die er umsonst erlernte;
Wie einst die Mutter, schreit der Sohn: „Zu spät!"
Und kehrt zurück, wie oft er sich entfernte,
Daß er der Todten Schweigen ganz erräth.
Die Gattin küßt der Duld'rin eis'ge Wangen:
Und kannst du schau'n in ihrer Liebe Quell,
Margreth, du segnest sie, der klar und hell
Der Stern, der dir erloschen, aufgegangen!

Laßt ab! Ihr weckt sie nicht mit tausend Klagen:
Die Kerze lügt ein trüg'risch Leben karg
Auf Mund und Stirn, und Pfeilerschatten ragen
Als Todtenwächter dräuend um den Sarg.

Und ewig wird der Mutterschooß gebären,
Und ob sein Theuerstes das Herz verliert: —
Hoch über ird'schem Jammer triumphirt
Die Mutterlieb' in gold'nen Himmelssphären. —

Nacht ist's! Die dunkeln Männer tragen schreitend
Den Sarg hinaus in grauenvollem Takt;
Er schwankt im Mondlicht, das, ihn scheu umgleitend,
Wie weh'nde Todtenfahne drüber flaggt.
Glühwürmchen leuchten auf, es zirpt die Grille,
Halb stimmt nur ein verschlaf'ner Vogel ein.
Paul und sein Weib gehn schweigend hinterdrein,
Das Echo schreitet mit — sonst Grabesstille! —

Wie schön der Platz geschmückt! Das Bündel Wäsche
Der theuren Lumpen gab man ihr ins Grab,
Drauf Tag und Nacht die greise Trauer esche
Senkt ihrer Schatten Wehmuth treu hinab.
Wo die Cypresse ragt, am Kirchhofsthore
Steht oft ein Geiger, eingedrückt den Hut.
Ihn kümmert wenig kleiner Spende Gut,
Und Arm und Bogen zieren Trauerflore.

Doch einst, am heil'gen Allerseelentage,
Klimmt's von der Friedhofsmauer Nachts herab.
Und rührend schallt der Geige Todtenklage,
So geigt Erwin auf Margarethens Grab.
Die Esche fängt mit tiefgebeugten Zweigen
Den Hall, theilt zitternd ihn dem Wipfel mit:
Der schüttelt sich, und aus Gewölken tritt
Der Mond und gleißt auf überwachs'nen Steigen.

Da ist's Erwin, als ob die Gräber springen,
Und weiße Schatten kauern um ihn her,
Und Margreth steigt empor, ihn zu umschlingen,
Und immer brünst'ger schwillt der Töne Meer.
Da bricht er wild, mit geisterbleichen Wangen,
Den treuen Bogen, schellt die Geig' entzwei.
Ein letzter Wimmerlaut — und dann ein Schrei —
Und in den Frieden ist er heimgegangen.

Seufzer eines Romanschriftstellers.

Von Hans Wachenhusen.

Sie verlangen Beiträge von mir, verehrtester College — Beiträge in einer Bedrängniß-Epoche des allgemeinen Nothstandes, den Alle fühlen, nur Die nicht, die helfen sollen, in einer Zeit, in welcher unsre Nation von vierzig Millionen „Denkern“ sich noch weniger Bücher anschafft als sonst, und in der also der Schriftsteller genöthigt ist, zwei Bände statt des einen zu schreiben, weil der eine schon nicht mehr gekauft wird . . . .

Also eine Plauderei — aber wovon denn? Von der eignen Plage oder von der Andren Elend? Von den Zeiten, da Jeder noch ein Huhn im Topf haben konnte, oder der Gegenwart, in der [illegible] gerupfte [illegible] umher [illegible]

Von der Klage unsrer Frauen, die „nichts mehr anzuziehen haben“, während unsre Minister, unsre Abgeordneten ihnen täglich versichern, es sei gar kein Nothstand, es sei nur der Geiz der Männer, und während sie dem Gatten jeden Tag aus den Börsenzeitungen vorlesen können von der unvermeidlichen „Abundanz des Geldes?“

„Nichts anzuziehen haben“ . . . das bringt mich auf meine geheimsten Seufzer! Ach, der Nothstand existirte schon lange, ehe noch der allgemeine sich entschleierte, der Seufzer tönt innerhalb unsrer vier Wände bei jeder Einladungskarte, die uns ins Haus kommt, denn es ist eine allbekannte Wahrheit, daß keine Frau jemals „etwas anzuziehen“ hat — und bersteten auch die Schränke vor all der Garderobe, die sie einschließen.

Es ist das ein ewiger Vorwurf, den jeder Mann auf sich ladet, sobald er sich vor das Standesamt gewagt hat. Und nun stelle man sich einen unglücklichen Romanschriftsteller vor, der außer seiner Frau und seinen ballfähigen Töchtern des Jahres über in seinen Romanen noch so und so viel Heldinnen sammt deren möglichen Schwestern, Cousinen, Freundinnen und Allem, was an weiblichen Wesen in einen Roman verwickelt wird, gesellschaftsmäßig anziehen muß. Und was gehört dazu! Ball-, Soireen- und Concertkleider, Straßentoiletten, Negligés, sogar Reitcostüme, von all den kleinen Details nicht zu reden, die in das Unglaubliche und Unmögliche gehen.

Unsre Schriftstellerinnen, — die Marlitt, Werner und wie sie heißen — haben unser Damen-Publikum — und welcher Mann liest sie denn? — verwöhnt. Sie reden heuchlerisch und in verhimmelnder Schwärmerei nur von „dieser edlen Mädchen- oder Frauenseele“, aber im Handumwenden hat diese edle „Blumenseele“ eine der kostbarsten, verzwicktesten Toiletten auf dem zarten Leibe! Ach, diese schwärmerischen Erzählerinnen, kennen ihre lesenden Schwestern ganz genau; sie wissen, daß ihnen keine Heldin imponiren, keine ihnen Interesse abgewinnen. wird, wenn sie die Leserin nicht auch gleich in das Toilettenzimmer führen, um ihr zu zeigen, daß die Heldin „was anzuziehen“ hat. Ja, die Schriftstellerinnen sind an der Hand der Schneiderin, der Modistin aufgewachsen — sie kennen jede leiseste Gefühls-Nuance in ihren lesenden Geschwistern — sie wissen ganz genau, welchen Nerv sie in dieser und welchen sie in jener Scene wie auf einer richtigen Claviatur anzuschlagen haben, und wenn der Nerv dann reagirt, muß genau

berechnet eine brüßler Spitze mit zittern und eine Busenschleife in Unruhe gerathen, deren Farbe mit dem Erröthen oder Erbleichen der Wangen nicht aus der Harmonie gerathen darf. So haben denn die glücklichen Erzählerinnen immer „etwas anzuziehen“ für ihre Heldinnen und deren weibliche Angehörige; sie kennen die Wirkung der Toiletten auf die Gemüther ihrer Leserinnen, die diese Heldin vor sich stehen sehen, die sich in die Toilette hinein denken, sich vorstellen, wie sie selbst diese und jene Robe kleiden würde, und in Folge dessen schon auf den ersten zehn Seiten zur Heldin im intimsten Verhältniß stehen, in einer Sympathie, die sogar in ihre Träume hinein ragt und die sie Jahre hindurch im treusten Gedächtniß bewahren.

Und nun denke man sich dagegen einen armen Romanschriftsteller, der die Welt, die Gesellschaft, die Seele, das Gemüth in ihrem weitesten Rahmen, in ihren engsten und kleinsten Regungen beobachtet, der im Stande, mit schwarzer Kohle einen unverkennbaren Schuft auf die Wand zu malen und mit Cosfarbe, mit der Feder aus dem Flügel eines Seraph, das Engelsgemüth eines Weibes zu zeichnen, — was hilft ihm das in der Wirkung auf die Seele all der lesenden Engel! Und hätte er selbst das innere Leben des Weibes bis in die kleinste Falte hinein belauscht und alle die kleinen Rädchen und Federchen in jener subtilen Maschine beobachtet, die man Frauenherz nennt — hätte er selbst alle Triebräder dieses Uhrwerks erforscht — den Edelmuth, Hochsinn, Nächstenliebe, Gottesfurcht, Kindesliebe, Selbstlosigkeit, Hingebung, Treue und endlich das ganze unberechenbare Räderwerk der Launen, deren wechselwirkende Thätigkeit nur das Weib selbst in seiner Unerforschbarkeit kennt — und hätte er das Alles selbst durchstudirt — er würde schließlich vor der Aufgabe stehen bleiben, seine Heldinnen anzuziehen, einer Aufgabe, die täglich unmöglicher wird, weil selbst der gelehrteste, der eleganteste, der gewiegteste Gesellschaftsmensch nicht mehr im Stande ist, sich in eine heutige Damen-Toilette genugsam hinein zu studiren. In ihrem Urgedanken besteht die Toilette freilich nur aus einem ausreichend großen Stoff von an die dreißig Meter, aber dieser Urstoff wird in lauter kleine Theile zerschnitten und zu dem launenhaftesten Gehäuse wieder zusammengeflickt, — nun gar nicht zu reden von all dem Uebrigen, was zu der Umhüllung und äußeren Verherrlichung einer „Frauenseele“ gehört.

Und wenn der Schriftsteller diese Aufgabe wirklich gelöst zu haben glaubt, er bleibt ein Stümper vor seinen Leserinnen — die erste, die ihm begegnet, wenn sie sein Buch gelesen, wird ihm sagen:

„Das Costum der Heldin war nicht richtig, es war in der Farbe, im Schnitt verfehlt. Man trug das wohl vor acht Wochen noch, aber heute wird es niemand mehr anlegen! Das der Freundin, der Elise oder Rosamunde, das sie da auf dem Balle trug, ging schon eher an, aber die Rüchen da und die Plissés dort waren nicht an ihrer rechten Stelle, — und dann die Handschuhe — sie hätten bis zum Elnbogen gehen müssen — und die Coiffure! — Sie hätten eine andere Blume wählen sollen“ u. s. w.

Es wird also immer etwas gefehlt haben, es wird durch den ganzen Roman ein Makel an der Heldin kleben bleiben, den ihr keine Leserin verzeiht. Mögen die Charaktere noch so treffend sein, die Toilette ließ zu wünschen übrig!

Ja, wir Romanschriftsteller sind übel daran!

Wie gut haben es im Vergleich mit uns die epischen, die lyrischen Dichter, die ihre Genien, ihre Feen und Nymphen in der Engelsfarbe schildern — oder die Maler, namentlich die der Makartschen Schule! Wagte es ein Romancier, seine Heldinnen in dem barfüßigen Costum vorzuführen, in welchem wir die Ideale der Weiblichkeit auf der Leinwand unsrer Maler bewundern, welch ein Cynismus! Ja, wagte er es nur, seine Heldin auf dem Ball um eine Linie tiefer zu decolletiren, als sie die Phantasie der Leserin zu sehen wünscht, es wäre unverzeihlich! In der Wirklichkeit auf den Bällen mag das hingehen, aber geschrieben und gedruckt — unmöglich! Ist es doch kaum zu verzeihen, wenn eine Heldin an sich so schön und ideal gezeichnet worden, wie sie kaum existiren kann, und dieses himmlische Geschöpf noch weiter entblößen als es dringend nothwendig ist — wie gesagt, unmöglich! . . . .

Ich glaube, es war der verstorbene Struensee, — Gustav vom See — von dem

man mir erzählte, er überlasse es in seinen Romanen seinen erwachsenen Töchtern, ihm die Heldinnen derselben standes- und gesellschaftsmäßig anzuziehen; aber wer hat denn hiezu immer die nöthigen Töchter bei der Hand! Und wer bürgt dafür, daß sie den richtigen Geschmack besitzen! Eine rechtschaffene Heldin muß so kostumirt sein, daß, wenn sie auf dem Ball erscheint, alle Leserinnen in ein Ah! ausbrechen; eine einzige unrichtige Wahl in Farbe und Schnitt verdirbt das ganze Buch.

Geht das also so fort, so wird unsren Romanschriftstellern nichts übrig bleiben, als ihre Gebilde zu schaffen wie man in Paris auf dem Theater eine Feerie, eine pièce à robes, ein Lust- oder Schauspiel aus der Gesellschaft macht: der Direktor nimmt sich einen Theater-Dichter und einen Theater-Schneider und sagt: macht mir Beide ein Stück!

Sie sehen, verehrtester College, mit welchen Fatalitäten ein moderner Romanschriftsteller zu kämpfen hat! Er hört nicht allein seine Frau, sich über seine Schulter, über sein Pult beugend, das ewige Klagelied seufzen, auch seine Heldin ringt vor ihm die Hände und ruft: „um Gotteswillen, so kann ich mich den Lesern nicht präsentiren; ich habe nichts anzuziehen!"

Literarische Frühlings-Lüftung.

Von Hieronymus Lorm.

Der Frühling ist der Vater der Lyrik. Gedichte zu erzeugen ist seine officielle literarische Thätigkeit, von der man überall sprechen darf. Die naivsten und zartesten Mädchen, die noch niemals geküßt haben und deßhalb ernsthaft an den „Kuß der Muse“ glauben — ach! die wirkliche Existenz dieses Kusses ist heutzutage noch glaublicher als die der Mädchen, die niemals geküßt hätten — die naivsten und zartesten Jungfrauen, die für ihr Leben gern das Dichterzimmer in dem Augenblicke belauschen möchten, da die Muse ihre Lippen auf die Stirne des gottbegeisterten Apollosohnes preßt, sie haben nichts dagegen, sich den Lenz, „den holden Jungen, den Alles lieben muß“, wie Lenau sagt, gleich einem Bureauchef mit der Feder hinter dem Ohr zu denken: Schreibt er doch nach ihrer Vorstellung immer auf Rosenblättern und hat nichts Anderes zu thun als die Düfte zu suchen, die sich am Besten zusammen reimen.

Der Frühling hat aber auch eine geheime literarische Thätigkeit, von welcher nicht gesprochen wird. Er läßt nicht blos Blumen, er läßt auch köstliche und eben so rasch vergängliche — Gemüse aus der Erde sprießen, und die Sehnsucht nach dem schwer zu erkaufenden Besitz und Genuß derselben spornt den trägsten Schriftsteller an, seine lang verschobenen Arbeiten endlich aufzunehmen, kritische Arbeiten, die mit dem Frühling nicht mehr gemein haben als die Thätigkeit der Raupen und Borkenkäfer mit der herrlichen Pflanzenwelt, von der sie sich nähren. So ist der Frühling, der Vater der Lyrik, Dank der Fülle von Kostbarkeiten, die er der Küche liefert, auch der Erzeuger der ärgsten literarischen Prosa.

Er treibt mich an den Schreibtisch und vergönnt mir zum erstenmale in diesem Jahre, nachdem das Zimmer gelüftet ist, die Fenster nicht zu schließen. Entzückende Frühlingsluft durchströmt den Raum und möchte Alles, was darin ist, vor Allem mich selbst weit hinaustragen bis auf den Gipfel jener Berge, die in blauem Nebelduft schimmern. — Schon blühen die Gärten — aber stille, mein Herz! du darfst nicht für Blumen, nur für Gemüse schlagen. Wirst du niemals einsehen lernen, daß du hart neben einem leeren Magen dein Wesen treibst und nicht in dem Leibe eines glücklichen Müßiggängers steckst, sondern in dem eines vernachlässigten deutschen Schriftstellers?

Es kann aber nichts Thörichteres geben als eine so unerfahrene junge Frühlingsluft. Nun hat sie sich sogar über den Lesetisch am Fenster hergemacht und schlägt die dort ihrer Beurtheilung harrenden Bücher auf! Wahrhaftig, die müßige Luft, die so wunderschön thun kann, was sie will, blättert aus eigenem Antrieb in diesen Bänden, die ich nur seufzend und meine schwere Pflicht verwünschend in die Hand nehme.

Sollte ich die Werke nicht ganz und gar den Winden preisgeben, weil sie schon einmal darüber her sind?

Vielleicht! Es wäre eine neue Art von Kritik, eine solche literarische Frühlings-Lüftung! Die Fenster sind zum erstenmale wieder den ganzen Tag offen, es ist also ohnehin der Moment gekommen, in welchem so Manches von selbst zum Fenster hinaus-

fliegt, was sich den Winter über in unbeachteten Winkeln der Schriftstellerstube gesammelt hat, deren heiligen Schmutz die Hausfrau nur selten wegräumen darf. Welche einfache, kurze und doch wunderbare beschwingte Kritik, wenn die Mehrzahl der Literatur-Erzeugnisse des verflossenen Winters zum Fenster hinausfliegt! Schon rufe ich meinen kleinen Jungen, der die größte Freude daran hat, was ihm in die Hand kömmt, und wären es die ihm unentbehrlichsten Gegenstände, seine Mütze, seine Schultasche, mit einem kühnen Schwung in die Höhe zu werfen. Freilich wird es ihm nur eine halbe Freude sein, das Gleiche mit Büchern zu thun, da ihm streng verboten wird — sie wieder aufzufangen. Einige Bedenken halten mich aber noch zurück. Soll ich im egoistischen Zorn gegen die ewig neu sich ergänzenden Schlammfluthen des deutschen Büchermarktes so grausam sein, armer Leute Kinder, die auf dem Straßenpflaster spielen und noch vom Baum der Erkenntniß nicht gegessen haben, vorzeitig mit den Früchten der Dummheit zu bewerfen? Ein dämonisches Gelüste Rache zu nehmen an spectaculösen Gassenjungen, die so oft mit ihrem Geschrei die gedeihliche Ruhe meiner Arbeitsstunde stören, könnte allerdings dazu verleiten, das Gift hinabzuwerfen. Allein sind sie nicht pure Unschuld im Vergleich mit den Gassenjungen, die ziel- und zwecklos durch die Literatur laufen und, nicht zufrieden damit, hinter die Schule gegangen zu sein, uns noch belehren wollen, was sie getrieben, nachdem sie sich für das Lernen zu gut gefunden hatten? Ist der Lärm, der von der Straße heraufschallt, nicht pure Melodie im Vergleich mit dem Geschrei der Reclamen, welches die Welt taub macht für den Gesang des Dichters?

So verdiente denn die Straße eigentlich mit so schlimmen Dingen verschont zu werden, die noch immer tief unter der Würde der Gassenjungen sind. Es gibt jedoch ein Axiom, welches Jeder denkt und Keiner sagt: Erst komme ich und die Nebenmenschen sind nur Neben-Menschen! Darum soll die erste süße Frühlingsluft nicht in meine Räume gedrungen sein, ohne sie wirklich gesäubert zu haben und ohne weitere Rücksicht werfe ich den im Winter angesammelten literarischen Staub hinaus zu dem minder augenverderbenden Staub, den der Frühlingswind aufwirbelt.

Mein Lesetisch stellt eine Aesthetik vor: die Producte jeder Dichtungsgattung bilden übereinander geschichtet immer besondere Haufen. In Oesterreich kannte ich einen „vaterländischen" Dichter, der mit seiner Bildung noch im Anfang des Jahrhunderts wurzelte und eines Tages erzählte, er hätte sich eine Landwohnung genommen, um ungestört in den nächsten Sommermonaten drei Bände Gedichte zu schreiben! Heutzutage heuchelt man mindestens so viel Respect vor dem seltenen Wunder eines lyrischen Gedichtes, daß man immer nur einen einzigen Band als Lebensertrag einer langen Zeit erscheinen läßt. Allein dieser Vortheil wird über die Maßen aufgewogen durch die ungeheure Quantität derjenigen, die jene lyrischen Wunder an sich zu erleben glauben, so daß die Schicht der einbändigen lyrischen Sammlungen auf meinem Lesetisch noch immer höher ist als die der Romane, obgleich von diesen jeder in mehreren Bänden auftritt.

In der lyrischen Schicht herrscht bunte Reihe, oder Arche Noah: jedem Männlein ist ein Weiblein zugesellt.

Alphons Karr hat sich einmal ausführlich über das Schreiben der Frauen ausgesprochen und man könnte seine Meinung in dem Satze wiedergeben: ein Buch aus weiblicher Feder ist ein doppelter Schaden für die Welt: ein Buch mehr und ein Weib weniger. Doch ist der Satz auf die moderne Production, wenigstens auf die lyrische, nicht mehr ganz anwendbar. Wenn man diese zahlreichen Sammlungen unerschöpflicher Verse durchblättert, so findet man, daß nicht das Weib, sondern der Mann darin verloren ging. Eine mittelmäßige Schmerzempfindung, die es weder zur Versöhnung noch zur Verzweiflung bringt, gebietet über mehr Thränen und Seufzer als der wahre Schmerz, dessen Kennzeichen, wenn er sich überhaupt noch zu einer Aeußerung in Worten versteht, der Gedankenreichthum ist. Dem wahren Schmerz des Nächsten geht man im Leben nur zu sehr aus dem Wege, wo er am häufigsten anzutreffen wäre, und sucht ihn in der Poesie, wo er am seltensten zu finden ist.

Warum sollten die Frauen nicht ihre Verse drucken lassen, ohne ihr Geschlecht zu verleugnen, wenn man diese unzähligen Versebücher von Männern sieht, die wie Frauen dichten?

Als ich noch ein Knabe war, im Uebergang zum Jüngling, da sagte meine alte Großmutter: „Du legst viel zu viel Werth auf die Pflege des Leiblichen, dein Anzug und dein Essen gehen dir beständig im Kopf herum. Wenn du einmal im Himmel sein wirst, dann wirst du sehen, daß die lieben Engelein gar keinen Leib haben, sie tragen nichts an sich als Augen und Flügel."

„Wie werde ich da die weiblichen Engel herauskennen?" fragte ich vorsorglich und altklug. Die Großmutter sann einen Augenblick verlegen nach, dann sagte sie: „Die männlichen Engel tragen außer den Augen und Flügeln auch noch Vatermörder."

In den mir vorliegenden lyrischen Sammlungen suche ich in der Sphäre ätherischer Ueberschwänglichkeit umsonst die Vatermörder.

Doch will ich bevor uns der große Wurf zum Fenster hinaus gelungen, noch ein wenig im Einzelnen nachsehen.

In Wien bei Gerold's Sohn erschienen Gedichte von einer aristokratischen Frau: Karoline Gräfin Terlago. Ich will mich der größten Unparteilichkeit befleißigen, die wohl nur darin bestehen kann, gar nicht zu urtheilen. Ich will mich auf ein Citat beschränken und selbst dieses nicht selbstständig, sondern nach dem Vorgang eines Leipziger Blattes wählen. Nur eine allgemeine Glosse gebe ich aus meiner eigenen Betrachtung hinzu. Warum dichtet man in einem gräflichen Schlosse? In einem solchen gibt es ein Bibliothekzimmer und in diesem haben sich seit der Väter Zeiten, so weit die Ahnen hinaufreichen, die Geistesschätze vieler Jahrhunderte und vieler Völker angesammelt. In einem gräflichen Schloß hat man auch Zeit zu lesen und folglich die Wahrnehmung zu machen, wie unendlich mehr Geist producirt, als consumirt wird. In langen Reihen sind die Bücher von Schriftstellern zu schauen, die heute Niemand mehr liest; man hat nicht den Eifer, nicht den Muth, sich durch das Gestrüpp veralteter Formen hindurchzuschlagen, um zu dem darin schlummernden Dornröschen der Poesie zu gelangen. — Jedermann kennt und nennt die Namen dieser Schriftsteller und Niemand weiß über ihre Werke aus eigener Lectüre zu berichten. Wie viel Witz und Weisheit, Schönheit und Tiefsinn liegt hier gänzlich ungenossen aufgehäuft! Wer macht sich heute noch über einen Gassendi oder einen Bayle her? Wer hat auch nur für die minder berühmten Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts noch Geduld?

Und sind die Enkel den Ahnen gleich, so sammeln sich im gräflichen Schloß auch die Bücher des heutigen Tages, und dort, wo man Zeit hat, zu lesen, erkennt man bald, wie viel Geist, Witz, Tiefsinn und Poesie auch in der Gegenwart ungewürdigt bleibt, wenn nicht zufällige Lebensumstände den Autor mit den kritischen Ausschreiern und Markthelfern des literarischen Geschäftes in Verbindung brachten.

Nicht entmuthigt von dieser Armee ungenossenen Geistes fügt die Gräfin Terlago noch einen Soldaten hinzu und er steht nicht einmal auf eigenen Füßen, sondern wie der des Kinderspielzeugs auf angeleimtem Brettchen. Ich gebe zum Beweise nur das erwähnte Citat, obgleich noch zahlreiche andere Anlehnungen kenntlich zu machen wären:

> „Es drängen heitre Bilder
> Sich aus dem jungen Grün,
> Und ruhiger fließen und milder
> Die sanften Gefühle dahin.
> Die sanften Gefühle fließen
> Im Herzen vor und zurück,
> Und dies nenn' ich genießen
> Den schönen Augenblick."

Das ist an Goethe's „Nachtgesang" angeleimt: „die ewigen Gefühle" u. s. w.

Und ich beschränke mich auch bei einer „erzählenden Dichtung" von W. Zimmermann: „Auf Flügeln des Gesanges" statt jeden weitern Urtheils auf ein bloßes Citat. Die Reminiscenz an das süßliebliche Gedicht von Heine, das mit den Worten dieses Titels beginnt, wird hier folgendermaßen verwerthet:

„Vorsorglich hatt' er mit ein Butterbrot genommen,
Auch einen Labetrunk, den selbst die Muhme braute,
Und ausgezeichnet war ihm beides vorgekommen,
Worauf nachdenklich er ins Blau des Himmels schaute." —

Soll ich noch weiter auf Einzelerscheinungen dieser Art eingehen? „Junge, jetzt darfst du werfen! Eins! Zwei! Drei!" Hinsichtlich der Lyrik wäre ich mit der literarischen Frühlings-Lüftung fertig.

Nun ist die Aussicht frei auf die Pyramiden von Romanen und vermischten Schriften, worunter die Sammlungen von Reiseskizzen und Theaterkritiken, für deren Gestaltung zum Buche absolut kein anderer Grund herauszufinden ist, als daß sie in solcher Gestalt bequemer und ohne Beeinträchtigung des Werthvollen, das in der Zeitung nebenbei gedruckt war, zum Fenster hinauszuwerfen sind. Wollte ich auch hier die einzelnen Erscheinungen hervorheben und die Beweise ihrer — Verwerflichkeit liefern, man würde staunen, daß einige der Autorennamen zu den meist ausgeschrienen der Tagesliteratur zählen. Allein mir graut davor durch Namhaftmachung des Einzelnen auch nur für einen Augenblick die Vergänglichkeit zu unterbrechen, die unermüdlich und sicher ihr Werk vollbringt. Und der thörichte Mensch beklagt die Vergänglichkeit alles Irdischen.

Wie lange aber werden sich die deutschen Buchhändler zu Geistesknechten eines unbekannten Zauberlehrlings machen und unaufhörlich die Wasserfluthen herbeischleppen?

Literaturbriefe.

Von

Johannes Scherr.

März 1877.

Unsere lieben Brüder an der schönen blauen Donau gehen zuweilen etwas weit in der Gemüthlichkeit. Nämlich in der Gemüthlichkeit, uns älteren Leuten ein sehr kurzes Gedächtniß zuzumuthen. Da ist mir unlängst aus Wien ein Aufruf zugegangen, welcher männiglich auffordert, zur Errichtung eines gemeinsamen Denkmals der „östreichischen Dioskuren" Lenau und Grün mitzuwirken. Auf die Gemüthlichkeit, die beiden genannten Dichter denkmälerisch zusammenzukuppeln, will ich weiter nicht eingehen: hat ja doch nicht nur jeder Oestreicher, sondern jeder Mensch überhaupt das Recht, geschmacklos zu sein. Aber an der Spitze der Unterzeichner des Aufrufes sehe ich den Namen des Herrn von Schmerling und das ist mir denn doch gar zu wienerisch-gemüthlich, gar zu donaublau. Hat man denn da unten durchaus keine Ahnung von dem Aberwillen, welchen dieser Name in deutschen Landen wecken muß? Weiß man nicht, daß mit diesem Namen etliche der traurigsten Erinnerungen von 1848 verknüpft sind? Wir anderen, wir Leute von gutem Gedächtniß, wir sehen noch heute das kynische Hohnlächeln, welches sich am 9. November des genannten Jahres um die Fuchsschnauze eines gewissen „Reichsministers" ringelte, als er die Ermordung von Robert Blum mit dem wohlfeilen Witze rechtfertigte: „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um." Und das thut sich nun als Gönner von zwei „Freiheitsdichtern" auf! All' ihr über- und unterirdischen Götter, Lenau und Grün müßten sich aus Zorn über diese schmerling'sche Begönnerung von rechtswegen in ihren Gräbern umdrehen, so sie über den Zorn und über allen übrigen Erdenplunder nicht glücklich hinweg wären.

Nun kann ich mit Bestimmtheit erwarten, daß Sie, liebe Freundin, mich tüchtig abkanzeln werden. Erstens, weil ich pathetisch nehme, was doch nur komisch; zweitens, weil ich so unzeitgemäß rede, als ob ich gar nicht wüßte, welche Stunde die Uhr des Jahrhunderts geschlagen hat.

Mit Nr. 2 thun Sie mir aber unrecht. Ich weiß ja ganz gut, daß wir im Zeitalter der Erfolgsreligion und der Zweckmäßigkeitspolitik leben. Fürchtete ich nicht, Sie zu langweilen, würde ich, meine Behauptung zu erweisen, Ihnen die Genesis der Gegenwartstimmung des Breiteren darlegen. Die kurze Bemerkung werden Sie mir aber schon gestatten, daß der Mangel an Gefühl für Recht und Ehre, welcher dermalen so schamlos sich breitmacht in der Welt, nachweisbar an Umfang und Frechheit ganz riesig zugenommen hat seit jener frevelvollen Decembernacht von 1851, welche Frankreich zur

Beute einer Bande von Banditen machte. Der Papst gab dem Banditenstreiche seinen Segen, der König von Preußen begrüßte, wie uns Humboldt bezeugt hat, die Ruchlosigkeit mit lautem Jubel, aus Kabinetten, Kanzleien und Sakristeien erscholl beifälliges Jauchzen und ein untergeschobener Bonaparte proklamirte den vom echten nur vertraulich bekannten Wahlspruch: „Le succès justifie tout“ — schamlos als das alleinige Dogma der europäischen Gesellschaft. Sie nahm es an und that danach. Die Folgen kennen wir. Man wirft den Idealglauben, die Principhaftigkeit, das Pflichtbewußtsein und das Ehrgefühl nicht ungestraft in die Rumpelkammer. Die Anbetung des Erfolgs mag eine passende Religion für Sklaven sein und die mit der grundsatzlosen Zweckmäßigkeit getriebene Abgötterei eine bequeme Leiter für parlamentarische, publicistische und bureaukratische Streber und Kletterer. Aber auf solchem Kothfundament etwas Tüchtiges und Dauerndes erbauen zu können, das mögen doch wohl nur Gelehrte und Literaten von der Sorte jener sich einbilden, welche zur Schmach ihrer deutschen Namen den Decembermann anschmeichelten und bei dem falschen Demetrius des 19. Jahrhunderts um den Orden der „Ehrenlegion“ betteln gingen. Daß solche Affenschande ungerügt hinging, ja sogar als etwas Selbstverständliches angesehen wurde, bezeugte erschreckend, wie tief schon die Ehrlosigkeit in unsere Zeitgenossen sich eingefressen hatte. Nicht weniger bezeugte dies die schamlose Frechheit, womit in der Form des Aktienwesens Prellerei, Diebstahl und Raub betrieben worden sind. Man muß mitangesehen haben, wie die organisirte Dieberei z. B. bei der Gründung und Verwaltung von Eisenbahnen verfuhr, wie man unwissende, faule, gewissenlose Klienten und Vettern in die Direktionen und Verwaltungsräthe brachte, diese Kreaturen mit ungeheuerlichen Besoldungen und Tantièmen mästete und in sybaritisch eingerichteten Amtswohnungen logirte, solche Gesellen jahrelang in ihrer Dummheit und in ihrem Dünkel ohne Kontrole fortwirthschaften ließ, wie man den belogenen und bestohlenen Aktionären eine Weile lang den blauen Dunst schwindelhafter Dividenden vormachte und endlich, als die ganze Lug- und Trugblase zum Platzen kam, die Miene gekränkter Unschuld und verkannter Pflichttreue aufsetzte, um mit Stirnen von Erz und mit vornehmem Achselzucken auf hunderte von an den Bettelstab gebrachte Familien, auf eine Schar von ausgeplünderten Witwen und Waisen zu blicken, — ja man muß das alles mitangesehen haben, um zu begreifen, wie weit es die Menschen in der Niederträchtigkeit bringen konnten zu einer Zeit, welche an die Stelle der Rechtsidee die Zweckmäßigkeitspraxis gesetzt hat, an die Stelle des Gewissens den Nutzen und an die Stelle der Ehre das goldene Kalb.

Der Socialismus, welchen selbst die blödsichtigsten Optimisten nachgerade sehen müssen, ist der natürliche Sohn des Kapitalismus und dieser würdige Vater hat in unseren Tagen seinen würdigen Sprößling gelehrt, daß und wie man alles, was bislang für heilig galt unter Menschen, beiseite stellen, verachten, mit Füßen treten könne und dürfe. Der hoffnungsvolle Schüler wird euch zeigen, wie gut er begriffen und verstanden habe — wartet nur! Schon jetzt jammert ihr über die zunehmende Rohheit und Verwilderung des unteren Pöbels; aber ihr übersehet, daß dem unteren der obere alles Rohe und Wüste vorgemacht hat, nur in etwas anderen Formen. Und wie wollt ihr verlangen, daß die kleinen Diebe das Stehlen unterlassen sollen, wenn ihr es doch ganz in der Ordnung findet, daß die großen in Palästen wohnen und in prächtigen Equipagen herumfahren?

Unsere Zeit thut so dick mit ihren politischen Errungenschaften, mit ihren wissen-

schaftlichen Forschungen und Findungen, mit ihren technischen Eroberungen und materiellen Vorzügen. Aber all dieses Dickthun vermag sie doch nicht über das anfröstelnde Gefühl hinwegzuheben, daß sie in ihrem Innersten armsälig, öde und hohl. Kein großer Gedanke pocht in ihrer Brust, kein freudiges Streben pulsirt in ihren Adern. Ueberall, auf allen Gebieten, in tausenderlei Weisen nur die gierige, ruhelose und zugleich verdrossene Jagd nach materiellem Gewinn oder, wenn's hoch kommt, nach den Befriedigungen erbärmlicher Eitelkeit. Niemals ist die ehrliche Arbeit so mißachtet, niemals die Unterwerfung unter das Geld so knechtisch, niemals die Skrupellosigkeit in Sachen des Erwerbs so pralerisch, niemals die Titel- und Ordenssucht so ausgeschämt gewesen wie heutzutage. Memmenhafte Heuchelei oben, nackte Brutalität unten. Charakter- und Grundsatzlosigkeit eine so allgemeine Voraussetzung, daß Ausnahmen von der Regel, Männer und Frauen von Charakter und Grundsätzen, mit höhnischer, im besten Falle mit mitleidiger Geringschätzung für Sonderlinge angesehen werden.

Sie wissen, liebe Freundin, nichts liegt mir ferner, als den „laudator temporis acti“ machen zu wollen. Aber man braucht auch kein solcher zu sein, um sagen zu können, daß zur Zeit, wo wir jung waren, die Menschen im Allgemeinen und unsere Landsleute im Besonderen von der gemeinen „Angst des Irdischen“ weniger, viel weniger befallen und befangen waren, als sie es dermalen sind. Dazumal, ja „da gab es noch ein Sehnen, da gab es noch ein Glüh'n“, ein Sehnen und Glühen für Dinge, die nicht im Kurszettel verzeichnet sind. Es mag ja sein, daß wir uns die Ziele zu hoch und zu weit steckten, mitunter sogar ins Blaue hinaus und hinauf; aber es war doch ein aufrichtiger Idealglaube in uns, eine begeisterungsvolle Ueberzeugung und eine Hingebung, die nicht anstand, das persönliche Glück und Behagen dem, was wir hoch und heilig hielten, zum Opfer zu bringen. Wir waren keine Rechner, keine Streber, keine Kompromißkünstler, aber dafür hatten wir reine Herzen und reine Hände und der größte Irrthum, welcher uns schuldgegeben werden konnte, war kein unehrenhafter. Denn es ist ja dieser gewesen, daß wir die Menschen für besser, für viel besser gehalten haben, als sie wirklich waren und sind.

Wir besitzen ein schönes und bleibendes nationalliterarisches Zeugniß für die angedeuteten freiheitlichen und patriotischen Anschauungen und Wollungen, auf welche dermalen jeder ohrenfeuchte Laffe von „Realpolitiker“ nach neuester Mode selbstgefällig herabsehen zu dürfen glaubt. Dieses Zeugniß sind Freiligraths „Neue Gedichte“ (1877), in Gehalt und Form ein edles Buch*). Die Bezeichnung „neu“ ist jedoch nicht streng wörtlich zu nehmen. Mit wenigen Ausnahmen erschienen die hier zusammengestellten Dichtungen schon früher, bei Lebzeiten des Dichters, da oder dort gedruckt. Das „neu“ sollte daher meines Erachtens wohl nur den Gegensatz andeuten, in welchem diese Schöpfungen aus Freiligraths späterer Zeit zu den Hervorbringungen seiner früheren Richtung stehen, welche letzteren bekanntlich in den 30ger Jahren entstanden sind und veröffentlicht wurden. Sie haben ihren Verfasser als einen 'ethnographischen Dichter ersten Ranges berühmt gemacht, als eine dichterische Charaktergestalt, an welcher selbst Heine's Witzpfeile, welche doch anderwärts so tief drangen und so fest hafteten, wirkungslos abprallten.

*) Durch die Besprechung dieser „Neuen Gedichte“ die aber in Wahrheit alte Gedichte sind, findet das in dem Strodtmann'schen Aufsatz gegebene Charakterbild Freiligrath's eine unseren Lesern gewiß willkommene Vervollständigung. Anm. d. Red.

Die vorliegende Sammlung kennzeichnet Freiligrath als Menschen und als einen poetischen Stimmführer der Opposition, wie diese in den 40ger und 50ger Jahren war. Da ist es nun vor allem psychologisch und kulturhistorisch merkwürdig, mitanzusehen, wie ein ursprünglich politisch ganz harmloser, ja gleichgiltiger Poet, dessen Phantasie unter dem Aequator, in tropischen Urwäldern, asiatischen Steppen, amerikanischen Savannen und auf unbegränzten Meeren heimischer gewesen als im eigenen Vaterlande, zum Liberalen, zum Radikalen, zum Demokraten und Republikaner sich entwickelte. An dieser Entwickelung eines durchaus lauteren Menschen, welche mit logischer Nothwendigkeit vor sich ging, können wir die Elendigkeit der deutschen Zustände von damals recht deutlich abmessen. Was aber Freiligrath als „politischen" Dichter weit über die andern stellt, ist seine geniale Fähigkeit, aus der oppositionellen Zeitstimmung heraus dichterische Gestalten zu schaffen, Gestalten von Knochen und Mark, von Fleisch und Blut, sowie charakteristische Geschehnisse zu Bildern zu formen, welche wie glühende Kohlen durch nächtliches Dunkel leuchten und wie in unsere Einbildungskraft, so auch in unser Gemüth förmlich sich einbrennen. Lesen Sie, liebe Freundin, wieder einmal die Gedichte „Vom Harze", „Aus dem schlesischen Gebirge", „Hamlet", „Von unten auf", „Die Todten an die Lebenden" und ich bin gewiß, daß sie davon den mächtigen Eindruck empfangen werden, welchen ich so eben zu kennzeichnen versuchte. Daß unser Dichter im Jahre 1870 das Vaterland über die Partei stellte, bedarf weiter keines Rühmens. Das durfte, konnte und mußte ja von jedem anständigen Deutschen erwartet werden. Aber zu rühmen ist von Freiligrath, daß er das beste Lied gesungen, welches dem „großen" Jahr entsprungen: — „Die Trompete von Gravelotte". Ich kenne in aller Literatur nur ein auf einer ähnlichen Situation beruhendes Gedicht, welches der wundersamen Freiligrath'schen Elegie nahekommt, „The burial of Sir John Moore", welches lange dem Byron zugeschrieben, in Wahrheit aber von Charles Wolfe gedichtet worden ist.

Den reichen Liedercyklus, welcher auch Solche, die unsern Dichter nicht persönlich gekannt haben, den Menschen Freiligrath unfehlbar liebgewinnen läßt, eröffnet das einzigschöne „O lieb', so lang du lieben kannst —" eine jener Liederperlen, deren auch die reichsten Literaturen nur wenige besitzen. Die Gedichte aus des Dichters Familienleben sind von herzbewegender Innigkeit und die bitterste Thräne, welche jemals in Freiligraths Augen stand, hat sich zu einem leuchtenden Diamant krystallisirt in dem Trauerliede „Otto zu Wolfgangs Hochzeit". Hier erkennen wir wieder einmal so recht die Magie des echten Dichters, der uns seinen Vaterschmerz über den Verlust seines in blühender Jugend weggestorbenen Sohnes wie einen eigenen, selbsterlebten mitfühlen macht. Weiterhin finden wir der vorliegenden Sammlung verschiedene Gelegenheitsgedichte einverleibt, aus welchem eine Eigenschaft Freiligraths hervorlächelt und herverlacht, die man sonst weniger an ihm kannte, nämlich ein prächtiger Humor. So aus dem im gelungensten Rokokostil gehaltenen „Hochzeitslied", welches „Damon, jener vielgenannte Pfeiffer auf dem Haberrohr" sang und „blus"; ebenso aus den neckarsulmer „Kindtaufesprüchen" und aus dem köstlichen dito neckarsulmer „Aufweichungskarmen."

Den Schluß des reichen Bandes endlich bilden Proben der allbekannten und anerkannten Meisterschaft Freiligraths in der dichterischen Uebersetzungskunst. Vollendetere Aneignungen fremder Meisterdichtungen als Freiligraths Verdeutschungen von Burns' „Is there, fore honest poverty" und von Hood's „Song of the shirt" gibt es nicht. In

der letzten Zeit seines Lebens hat er seine Kunst als internationaler Dichter-Dolmetsch insbesondere dem Amerikaner Bret Harte zugewandt und die zackige Zeichnung, das flackernde Kolorit des Kaleforniers ist in den Freiligrath'schen Uebertragungen seiner Gedichte unübertrefflich wiedergegeben. Aber ich kann die Frage nicht unterlassen, ob der Gegenstand der aufgewendeten Dolmetschungsmühe auch wirklich werth und würdig gewesen sei. Ich weiß recht wohl, daß Bret Harte dermalen in Deutschland in der Mode ist; allein — Mode hin, Mode her — ich bin der unmaßgeblichen Meinung, Bizarrerie sei noch lange nicht Poesie. Weder die Lieder eines Goldgräbers, noch die kalifornischen Novellen, weder „Gabriel Conroy" noch „Thankful Blossom" haben mich zu erwärmen vermocht. Alle diese Sachen packen Einen zuerst mit einer gewissen brutalen Kraft, aber nach verwundener Ueberraschung empfinden wir alsbald den Ueberdruß, welchen alles Aufgereckte, Gewaltsame, Krampfhafte hervorruft. Von dem „Realismus" — bekanntlich einem Lieblingsstichwort der literarischen Mode von heute — des Amerikaners hat man viel Aufhebens gemacht. Nun ja, ich will diesen Realismus nicht bestreiten; aber ich meine, derselbe rieche verteufelt nach Brandy und nicht allzu selten dürfte dieser mit Fusel ganz richtig übersetzt sein.

Sardou's neueste Komödie.

Von Gottlieb Ritter.

Victorien Sardou, der erste Lustspieldichter des heutigen Frankreich, spricht sich in der Vorrede zu seinem Drama: La Haine folgendermaßen über die Art und Weise aus, wie die erste Idee eines Stückes in ihm Gestalt zu gewinnen pflegt: „Dieser Proceß ist bei mir immer ein und derselbe. Die dramatische Idee erscheint mir stets in Form einer Art philosophischer Gleichung, wobei es sich darum handelt, das Unbekannte zu finden. Sobald das Problem aufgestellt ist, tritt es mir nahe, beschäftigt mich unablässig und läßt mir keine Ruhe, bis ich die lösende Formel gefunden habe."

Die dramatische Idee seiner neuesten fünfactigen Komödie „Dora", die kürzlich mit sensationellem Erfolg im Vaudeville-Theater zu Paris zum erstenmal aufgeführt worden ist, mag sich ihm ohne Zweifel als folgende Frage präsentirt haben: „Unter welchen Umständen kann eine junge Dame ohne ihr Vorwissen am schwersten compromittirt sein?" Sardou dürfte darauf geantwortet haben: „Dann, wenn sie als ein Opfer von Mißverständnissen in den Augen ihres Gemahls als eine Spionin oder Diebin erscheint."

Diese Idee ist ebenso wenig neu, als die sämmtlicher Stücke Sardou's. Offenbar kannte er das Drama „Les Espagnoles en Danemarck", welches in Mérimée's Théatre de Clara Gazul steht: Die Hauptsituation, daß der Held im Augenblick seiner Liebeserklärung erfährt, die Geliebte sei eine politische Angeberin, findet sich auch in dem neuen Sensationsstück. Wer hieraus dem Verfasser einen Vorwurf machen wollte, verdiente daran erinnert zu werden, daß die größten Dichter aller Zeiten und Völker in gewissem Sinne auch die größten Plagiatoren waren: daß Dante das ganze Gerüst der göttlichen Komödie den Visionen des Fra Alberto entnahm, daß Don Quijote eine Nachahmung ist, daß Molière seine besten Scenen aus der Commedia dell' arte schöpfte und Shakespeare's, fast sämmtliche Lust- und Trauerspiele Umarbeitungen älterer Stücke sind. Das Genie erfindet nicht, es findet.

Hätte aber auch Mérimée's Drama den Verfasser der „Dora" nicht inspirirt, ein Mann wie Sardou müßte doch früher oder später auf die Behandlung just dieses Themas verfallen sein. Sardou hat den Sinn der Actualität. Im Augenblick als der Luxus alles Familienleben unmöglich zu machen schien, schrieb er die „Familie Benoiton"; als die Republik unter Gambetta's und anderer Advokaten Dictatur Frankreich zu Grunde richten wollte, schuf er den Typus des „Rabagas"; als amerikanische Sitten sich einzunisten drohten, zeichnete er im „Onkel Sam" das Musterland mit satirischer Feder . . . Und heute, wo jeder gute Franzose darauf schwört, daß weder der preußische Schulmeister, noch der deutsche Soldat, sondern einzig und allein der mythische Spion Frankreich niedergeworfen habe, da versetzt der fingerfertige Sardou seine „Dora" auf die Bretter des Vaudeville und malt den Teufel der Spionage an die Wand. Die Diplomatie, sagte er, bezahlt ihre Spione. Die Spioninnen halten ihre anscheinlich schöngeistigen Cirkel, wo der arglose Franzose so weidlich ausspionirt wird, daß kein politisches Geheimniß in keinem Herzen zurückbleibt; unsere Feinde wollen uns mit der Frau erobern, nachdem sie uns mit dem Soldaten erobert haben. Doch lassen wir einer der

anziehendsten Personen des neuen Stückes, dem Abgeordneten Favrolle, das Wort, wo er seinem Freunde André de Maurillac auseinandersetzt, wie er und sein Schöpfer Sardou über diesen Punkt denken.

Favrolle. Die Correspondenz, mein guter Freund, die Information, die politische Indiscretion ist die herrschende Epidemie ... besonders bei den Frauen. Sie findet in ihnen einen völlig vorbereiteten Stoff in dem Erbübel dieses Geschlechts, der Schreibsucht.

André. Aber die Correspondenz, sogar die politische ...

Favrolle (lebhaft). O erlaube, wir müssen da wohl unterscheiden! Die offene Correspondenz, die unter freiem Himmel gedruckt wird, heißt Journalismus. Aber jene, wovon ich spreche, ist verborgen, unterirdisch, ohne Controle ... und was weißt Du von ihr? Nichts. Wer mäßigt sie, wenn es nöthig ist? wer bürgt Dir für ihre Ehrlichkeit? Niemand. Uebrigens bezeichne mir einmal die genaue Grenze, wo sie aufhört unschuldig zu sein, um gefährlich und strafbar zu werden. Bei welcher Zahl von Haaren beginnt der Kahlköpfige? Bei welcher Art von erlisteten und verkauften Geheimnissen fängt der Verrath an? Welcher ist der genaue, mathematische Punkt, das Haar, das den Schwätzer vom Ausplauderer und den Ausplauderer vom Spion trennt? Wie? Das Unbekannte erspüren, entdecken und verrathen ... wem? ... Dem Fremden! Thut man das ohne seine eigene Ehre zu beschmutzen, ohne sein Land zu gefährden? Daß es Menschen gibt, die ihrer Vaterlandsliebe sicher genug sind, um das ohne Furcht zu wagen, ich weiß es und bewundere sie. Aber wenn dieser Held eine Frau ist, und diese Frau eine ... (geringschätzige Geste) und diese ... (wie oben) eine Fremde! ...

André. Dann glaubst Du wohl, es gäbe deren solche in diesem Salon?

Favrolle. Wie überall, wo der Kosmopolitismus blüht. Früher genügte die Pariserin aus Gleichgültigkeit und Leichtsinn zu diesem Amt. Aber, zu ihrem Lobe sei es gesagt, man kann seit unserem Unglück nicht mehr auf sie rechnen. Man wandte sich also zu den exotischen Dämchen dieser Sorte. Und von da an sind diese lieblichen Zugvögel von allen Himmelsgegenden hergeflogen, und zwar so zahlreich, daß Du vom Park Monceau bis zum Triumphbogen kaum alle die Nester zu zählen vermöchtest, die diese schönen Um-die-Welt-Reisenden an die Dächer der Hôtel garnis befestigt haben. Am hellen Tag ist Versailles von ihnen bevölkert, und Alles das flattert, coquettirt, klatscht, schnäbelt über unsere Fehler und scharrt unsere Fehler zusammen. Und jeden Morgen, wenn jenseits der Grenze Herr von X. oder Herr von Z. erwacht, wartet man ihm mit seinem Kaffee gleichzeitig mit gewissen parfümirten Briefen auf, die er durchstöbert, indem er seine Tasse mit Zucker versieht. Und nicht Eine die nicht ihre kleine Mittheilung hätte! ... Und das Alles wird überschrieben, classificirt und methodisch in sein Fach geschlossen ... Es ist nur ein Detail, nur ein Wort, noch weniger als das! ... Ein einziger Brief, aber dieser Brief, zu einem andern gefügt, wird das ganze Wort ergeben und dieses Wort wird unsere ... (Er macht die Bewegung, als drehte er den Schlüssel des Tisches, auf dem er lehnt.) Und wer hat es verrathen? Du, ich, wir Alle, die man doch durch harte Lehren gewitzigt glauben sollte, die aber immer so mittheilsam dem Fremden gegenüber sind, der uns beobachtet, und allzu ritterlich, um ihm Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Uebrigens, wo findet man so schöne Frauen, die bei ihnen zu Haus mit so viel Langerweile das thun, was sie bei uns mit so viel Annehmlichkeit thun ... für uns und für sie! ...

André. Geh! Du übertreibst! da ist er ja, mein Franzose, der überall Spione sieht.

Favrolle. Und da ist mein Franzose, der sie nirgends sieht.*) ....

Nachdem also Dumas fils die Damen der Halbwelt entdeckt hat, zeigt uns Sardou die der — Reise um die Welt und führt eine neue Figur auf die Bühne: die diplomatische Spionin. Hat Sardou diese der Wirklichkeit entnommen oder ist sie nur ein Product seiner Hallucinationen — Sardou ist bekanntlich ein gutes Medium — oder der Gespensterseherei seiner Landsleute? Die Frage scheint mir müßig zu sein. Die Zeit der historischen Spioninnen ist längst vorbei aus dem einfachen Grunde, weil die Regierungen von einer viel praktischeren „Spionin" bedient werden, als die Galanterie ist: von der Presse. Seitdem die Korrespondenten größerer Blätter ihre Informationen aus erster Hand, von den Ministerien selbst, beziehen und der Telegraph jede Geheimnißkrämerei durch seine blitzschnelle Sprache unmöglich macht, findet eine Krüdener oder Madame de Genlis keine Nachfolgerinnen mehr, und Napoleon, der die Staël nur darum so sehr haßte und verfolgte, weil sie die ihr zugedachte, ihres Charakters und Talents unwürdige Rolle einer politischen Reporterin von der Hand wies, könnte sich jetzt ihrer Helfershelferschaft vortrefflich entrathen. Die Spionin von heutzutage kann es über eine unschädliche Fraubaserei nicht hinausbringen. Bester Beweis: Sardou's Stück.

Die Spionage in „Dora" trägt einen überaus heiteren, um nicht zu sagen dummen

*) Sämmtliche hier mitgetheilte Probescenen sind eigens für die Monatshefte aus dem ungedruckten Original übersetzt.

Charakter. Da ist ein gewisser Baron van der Kraft, der in Paris zudem von einem Schauspieler gegeben wurde, dessen einfältiger Gesichtsausdruck keinen Zweifel an der Unfähigkeit seines Gehirns aufkommen läßt. Dennoch steht er im Sold einer fremden Regierung, die Sardou aus Furcht, einen Krieg mit Deutschland zu veranlassen (!), die österreichische nennt, was wohl die freundschaftlichen Beziehungen Frankreichs zu diesem Lande beweist. Er steht im unmittelbaren Dienst des ... österreichischen Ministers Fürsten von ... Paulnitz und ist das Haupt eines Regiments schöner weiblicher Spione, die vornehme Phantasietitel tragen und im Punkte der Galanterie umso eher mit sich reden lassen, als sie nebenbei in ihren Salons und Boudoirs liebebedürftigen Diplomaten mehr oder minder wichtige Geheimnisse zu entlocken suchen, die sie alsdann ihrem Brodherrn van der Kraft auszuliefern haben. Im zweiten Act erscheint van der Kraft mit einem ganzen Harem spionirender Weiblichkeiten in einem wildfremden Salon und ertheilt nun auf's Ungezwungenste seine Instructionen. Er dankt einer der Damen, die die Maitresse des Hauptmanns Masson ist, für ihren letzten Rapport: „Ihre Berichte über die Verwendung der Panzerplatten alter Kriegsschiffe für Festungswerke waren ausgezeichnet." Als ob solch' eine Dame von Panzerplatten und Festungswerken mehr verstehen würde, als gerade nöthig ist, um einen unbrauchbaren Galimatias zu verfassen! Und dann diese unnatürliche Naivetät der Opfer dieser Damen! Derselbe Hauptmann zeigt später dem kleinen Fremdenbataillon unter dem Kommando van der Kraft eine Generalstabskarte und erklärt ihnen die Schanzen von Pontoise. Ein anderer Offizier erzählt von seinen topographischen Studienritten und verräth, die Vertheidigungspunkte im Südosten des Pariser Festungsgürtel seien noch nicht armirt. In der That, man fühlt sich bewogen mit jenem Zuschauer, der in der Liebesscene eines modernen Trauerspiels lange philosophische Redensarten zu hören und ein gelangweiltes Paar zu sehen bekommt, verwundert auszurufen: Haben sie nichts Besseres zu thun? Gewöhnlich beschränkt sich das Interesse der Damen auf näher liegende Punkte als auf Generalstabskarten und Topographie, — aber die auszuspionirenden Gimpel des Herrn Sardou sind seine Spioninnen vollkommen werth. Gleichwohl sehen die französischen Zuschauer durchgängig das Absurde im Ausgangspunkt der „Dora" nicht im Entferntesten ein: ihre Spionagen-Riecherei hat ihr sonst so gesundes Urtheil getrübt und verherrlicht das interessante Stück eines genialen Faiseurs zu einer nationalen That.

Nachdem wir also gegen die Realität dieser eingebildeten Welt von Spionen und Spioninnen Einsprache erhoben, wollen wir sehen, wie der Verfasser die Brücke in eine andere Welt schlägt, deren Existenz weniger angezweifelt werden dürfte. In der That fühlen wir bald festen Boden unter uns.

Baron van der Kraft ist mit seinen Damen nach Nizza, dem Sammelpunkte der vornehmen Welt übergesiedelt. Dort ist reichliche Arbeit für die käuflichen Egerien. In dieser ewig bewegten kosmopolitischen Welt, die man in Seebädern und Spielhöllen findet, treffen wir die Marquise de Rio Zares, eine jener vielen Seebad-Mütter, die mit vornehmen Mienen und leeren Koffern all' ihre Hoffnungen auf die reiche Verheirathung ihrer Tochter setzen, um baldmöglichst im stillen Hafen einer vornehmen Schwiegermutterschaft einzulaufen. Jetzt bewohnt die Marquise mit ihrer Tochter Dora ein comfortables Chalet an der Promenade des Anglais. Ihre Situation ist kritisch. Die alte Rio Zares, obwohl — was auch der mißtrauische Fabrolle denken mag — eine wirkliche Marquise und authentische Frau eines spanischen Granden, der als General im Dienste der Republik Paraguay den Tod fand, besitzt nicht das mindeste Vermögen; ja, sie ist noch die große Hôtelrechnung schuldig geblieben, so daß jetzt, wo die Saison zu Ende geht und alle Kurgäste sich zur Abreise schicken, Mutter und Tochter als Pfand zurückbleiben müssen, wenn nicht noch in letzter Stunde unter der Schaar von Verehrern ein ernsthafter Freier erscheint. Freilich ist die Hoffnung gering, denn die Excentricitäten der Marquise, die nach südlichem Geschmack als wahre Operettenmutter in kreischenden Farben gekleidet geht, und der Mangel jeder Mitgift scheuchten auch die Verliebtesten bis jetzt ab: den ungarischen Journalisten Tekly, den Marineoffizier André de Maurillac, dem Rumänen Stramir ... Ja, was schlimmer ist, diese unsolide Umgebung wirft

einen starken Schlagschatten auf die unschuldig gebliebene Dora. Die reizende Scene, wo die Tochter der Generalswittwe zum erstenmal erscheint, wird die Situation und die Charaktere der Abenteuerinnen besser beleuchten.

Dora (noch hinter der Scene ruft aus dem Nebenzimmer, dessen Thüre offen geblieben ist). Mama!

Marquise. Ja? ...

Dora. Ist Niemand mehr da?

Marquise. Nein.

Dora. Ich finde meinen zweiten Pantoffel nicht.

Marquise (zum Kammermädchen). Mion, such' diesen Pantoffel 'mal.

Mion. Ja, Madame. (Im Augenblick, wo sie über die Scene geht, sieht sie nach dem Garten). Oh! Madame!

Marquise. Was?

Mion (zeigt gegen den Garten). Der Juwelier!

Marquise (erschrocken). Schnell! schließe! (Sie eilt nach dem Hintergrund, dreht den Schlüssel der Apartementsthüre zu und zieht die Vorhänge. Mion verschließt desgleichen die Läden am Fenster).

Dora (tritt auf im Frisirmantel, die Schultern blos und vollendet ihre Coiffüre). Nun, wird's bald, Mion? Mein Pantoffel!

Marquise (lehnt sich unbeweglich an die Thüre und macht ihr Zeichen zu schweigen). Chitu!

Dora (hüllt sich lebhaft in ihren Peignoir). Wer denn? Ein Mann?!

Marquise (halblaut). Der Juwelier!

Dora (ebenso). Ah! Du hast mir Angst gemacht! (Im Hintergrund wird geklopft. Stille. Man klopft wieder. Die drei Frauen theilen sich ihre Gefühle durch Gesten mit).

Mion (guckt durch die halbgeöffneten Läden). Na, er geht um's Haus herum! Er wird sich in die Küche schleichen!

Marquise. Schnell! sag' ihm, ich sei ausgefahren! in die See.

Mion. In die hohe See! (Ab.)

Dora. Bringt er seine Rechnung?

Marquise. Zum viertenmal bringt er sie! zum vierten!

Dora. Wir haben also kein Geld mehr im Hause?

Marquise. Woher? Die „Havannah" ist nicht angekommen ... Das Landgütchen ist den Weg alles Fleisches ... Nix, nix mehr!

Dora. Schlage ihm ein Arrangement vor.

Marquise. He, ich gebe ihm alle Orden Deines Vaters zum Pfand.

Dora (protestirend). Oh!

Marquise. Oh! rege Dich nicht auf! er wollte sie nicht.

Dora. Das ist mir lieber. (Mion kommt zurück.)

Marquise. Nu?

Mion. Er drückt sich! ... Hier ist der Pantoffel! (Sie zieht ihn Dora an.)

Marquise. Uff! Hasta manana! .. .. (Sitzt ab und fächert sich.)

Mion. Und das Diner, Madame?

Marquise. Mach' mir 'ne Knoblauchsuppe! Das ist genug!

Mion. Und dem Fräulein?

Dora (mit dem Haarputz fertig). Ach, mich hungert nicht.

Marquise. Ach geh, iß ein wenig! Sie wird es Dir aus dem Hôtel kommen lassen.

Dora (ungeduldig). Nein doch! nur eine Apfelsine! ...

Mion (legt eine Orange auf den Tisch neben ein Glas Wasser und geht ab).

Marquise (zeigt mit ihrem Fächer auf die Hôtelrechnung, die auf dem Tische liegt, mit Absicht). Und nun gar noch das Hôtel! ... Die Unverschämten schickten die Rechnung.

Dora (nach rechts). Ach Gott, sprich mir nicht mehr von Rechnungen, ich bitte Dich! ... Das reizt mich! ... (Sieht im Vorübergehen die Bouquets auf dem Tisch.) Wer war hier?

Marquise. Telly, der von London kommt ... Man erkennt ihn nicht wieder ... Den Jungen! Er hat seinen Bart rasirt ... Dann der kleine Engländer mit diesem Strauß ... Taupin mit diesem hier ... und Herr de Maurillac mit dem andern! ...

Dora (nimmt das Bouquet). Hollunderblüthen! ...

Marquise. Ja. (Dora bricht einen kleinen Zweig aus dem Strauße und steckt ihn ins Haar). Er wird heute Abend mit der Fürstin kommen, die morgen verreist.

Dora (traurig.) Alles reist ab, nur wir nicht.

Marquise. Da sind wir allerdings ... gefangen im Hôtel ... auf unserem Gepäck ... es sei denn daß ... (Hält ein).

Dora. Daß was?

Marquise. Na, iß mich nur nicht! ... Du machst schon Augen! ... Die Fürstin bringt heute jemand mit, der Dich heirathen will.

Dora (zuckt die Schultern und setzt sich ans Piano). Welche Idee! und wer das?

Marquise (zögernd). Stramir.

Dora (mit einem Zeichen der Verachtung, spielt einige Triller und zuckt die Schultern). Ah!

Marquise. Ei, wenn er Dich heirathet. .

Dora. Ach geh, arme Mama, Du machst Dir Illusionen! Er so wenig, als ein Anderer! ..

Ja, ihr Herz in Prosa und Reimen mir anbieten ... mit Liedern und Bouquets, oh! das so viel, als man will! ... aber heirathen! ... (Sie spielt einige Tacte, die ihren Gedankengang vollenden).

Marquise. Und warum nicht?

Dora (immer spielend). Weil ich keine Mitgift habe und was weiß ich sonst! ... Und weil man bei einem Mädchen in meiner Stellung immer hofft, nicht so weit gehen zu müssen ...

Marquise. Oh!

Dora (bricht ihr Spiel plötzlich ab). Nein, nein, nein, nein, ich will nicht.

Marquise. Du regst Dich auf! aber wenn er Dich hübsch genug findet ...

Dora. O ja! o hübsch! und auch nicht zu dumm, nicht wahr? Genügt das, damit ein braver Mann mich ohne Geld heirathet? Und doch, er würde nicht fehlgehn, der! ... Ich fühle, ich wäre so gut ... so zärtlich, so hingebend! ... (seufzend) Ach, der, den ich liebte und der mich liebte ... wie würde ich ihn lieben!

Marquise. Wohlan, Stramir ...

Dora (spielt wieder, lebhaft). O Dein Stramir! ... ein Dummkopf! ... er langweilt mich! .. Soll ich mich auf diese Art verkaufen? ... Nein, es empört mich?

Marquise. Welch harter Kopf! ... Und was soll dann aus Dir werden.

Dora. Ich werde ins Kloster gehen. (Greift ernste und tiefe Accorde).

Marquise. Du eine Mönchin! (Sie wendet sich gegen die Wand, wo das Riesenportrait ihres Mannes in Generalsuniform hängt.) Hör' Deine Tochter, Don Alvar! ich bitte Dich, höre sie!

Dora (spielend). Ihr seid Beide gleich schuldig ... warum bin ich kein Mann! ...

Marquise. Ein Mann!

Dora (spielt einen Marsch). Ich wäre Soldat!

Marquise. Soldat! ... und ich alsdann? ... ganz allein und ganz alt? ...

Dora (erhebt sich, eilt lebhaft zu ihr und umarmt sie gerührt). Allein? ... Ach, arme, vergötterte Mutter! Du allein? ... ohne Deine Nina? Ach, querida mia! Nie, Du weißt es, nie, nie! (Trocknet die Augen der Mutter, fröhlich.) Und wenn wir zu arm sind, dann werden wir auf den Straßen singen gehen ... die Guitarre schlagen ... from, from, from! Willst Du wohl lachen? Willst Du wohl Deiner Nina zulächeln? Ich will, daß Du lachest! Lach' doch!

Marquise (trocknet sich die Augen und lacht). O, tolles Köpfchen!

Dora (schneidet die Apfelsine und preßt ihren Saft in ein Glas.) Oder ich werde Stramir heirathen, um Dir ein Vergnügen zu machen. Na, bist Du zufrieden? Aber ist nur er bereit, um meine Hand anzuhalten?

Marquise. He, wenn ich Dir sage, ja? ...

Dora (ahmt ihre Sprechweise nach). Und he, wenn ich Dir sage, nein? ... Uebrigens ... ei, befragen wir das Orakel.

Marquise. O, Neger-Kindereien! als ob in einer Orangeade ...

Dora (sieht ins Glas). Da schau, die Kerne, die darin herumschwimmen, sind meine Liebhaber. Sie steigen, sie sinken, sie wirbeln durcheinander! Auch nicht einer schwimmt obenauf! ...

Marquise (schaut ebenfalls mit Spannung). Schüttle einmal.

Dora (erstaunt). Ei, ja ... da steigt einer empor ... und bleibt!

Marquise (lebhaft). Stramir.

Dora. Nein, Stramir ist unten, ganz im Grund.

Marquise (ruft). Mion! ... Entschieden, ich geh' aus?

Dora. Wohin?

Marquise. Nebenan in die Kirche, damit Stramir obenauf schwimmen möge. (Zur eintretenden Mion). Gib mir Geld für eine Kerze! (Mion sucht in ihrer Schürze und gibt der Marquise einen Sou.)

Dora (Noch immer in ihr Glas blickend). Ach, arme Mutter, geh! ...

Marquise (zu Dora). Geh zieh Dich an, denn man kommt zu Besuch.

Mion. Und die Erfrischungen?

Marquise. Du brichst ein paar Eier und machst Spumas à la canelle.

Dora. Und wenn es die Besucher nicht lieben?

Marquise. Um so besser, dann lassen Sie's bleiben. (Ab).

Dora (schaut noch sinnend ins Glas). Wer mag es sein?

Die eine Hoffnung der burlesken Mutter wird bald zu Wasser. Der bewußte Stramir, ein zweifelhafter Rumäne und sicherer Tölpel, von dessen Millionen die Gesellschaft von Nizza spricht, wie der Blinde von den Farben, findet sich ein und bietet Dora mit einem prächtigen Bouquet seine Hand an. Da er aber hinzufügt, er könne ihr umso eher eine glänzende Position versprechen, als er ... von seiner Frau gerichtlich getrennt, wenn auch nicht geschieden sei, so weiß Dora vollkommen, was sie davon denken soll, springt auf und schlägt dem Laffen das Bouquet ins Gesicht, so daß ihm nichts weiter übrig bleibt, als die Gesellschaft so bald wie möglich zu verlassen. Dora aber sinkt vor Schmerz und Scham überwältigt auf einen Stuhl, was namentlich dem einen der Liebhaber, dem jungen André de Maurillac, für einen neuen Beweis der Unverdorbenheit Dora's gilt.

Sein skeptischer Freund, der bereits eingeführte Abgeordnete Favrolle, urtheilt wesentlich anders, denn er schließt von der Umgebung des Mädchens auf dieses selbst. Was ist das auch für eine demoralisirende Gesellschaft von Lebemännern, Abenteuerinnen, Spielern aus Profession und Courtisanen! Sardou liebt die kleinen episodischen Genrescenen. Die Befragung des Orangeaden-Orakels ist eine solche, und sie zeichnet uns die Marquise und ihre Tochter auf einen Strich. Eine zweite Episode charakterisirt die Gesellschaft, worin sich Dora bewegt. Auf dem Tisch liegt eine Visitkartenschaale. Einige Herren ziehen auf gerathewohl etliche Karten heraus und versuchen es, die darauf Genannten zu kennzeichnen. Da stellt sich heraus, daß Keines vom Andern, mit dem es verkehrt, etwas Näheres und Bekanntes weiß, und daß das Leben in den Seebädern einem Maskenball gleicht, wo man die Masken nicht lüften darf. Favrolle macht diese Bemerkung, und nimmt davon die Marquise sammt angeblich unschuldiger Tochter und wohlklingendem Adelstitel nicht aus. Im Gegentheil. Schon die ersten Minuten seiner Bekanntschaft mit der Marquise ließen ihm die spanische Wittwe in keinem sehr günstigen Licht erscheinen. Die Marquise hat den Abgeordneten zu sich gebeten, um ihm eine phantastische Geschichte in ihrem französisch-spanischen Kauderwelsch zu erzählen. Indem sie nämlich mit theatralischer Geberde auf das Portrait ihres Gemahls zeigt, der in seiner goldgestickten Uniform wie der richtige Eisenfresser von der Wand glotzt, fabelt sie von einer Schiffsladung Gewehre, die auf Rechnung des Generals de Rio Zares auf einem französischen Kauffahrer nach Cuba gelangen sollte, um dort an die Insurgenten vertheilt zu werden, die der reisende Haudegen der Abwechslung halber befehligte. Aber das Unglück wollte, daß ein spanischer Kreuzer die ganze Flintenladung abfing. Die Marquise, die zudem bald nachher ihren Gemahl verlor, gibt sich seither eine ebenso unsägliche, als vergebliche Mühe, die Herausgabe der sequestirten Gewehre zu erlangen. Nun will sich die unermüdliche Wittwe an die französische Regierung wenden und hält zu diesem Zweck eine Unterredung mit Favrolle, der keinen Augenblick mehr daran zweifelt, daß hinter dieser phantastischen Reklamation eine ganz gewöhnliche Prellerei oder doch Bettelei stecke. Schon ist er bereit, seinen Hut zu ergreifen und der bunten Dame ein Goldstück in die Hand zu drücken, als ihm sein Freund Maurillac, der in Paraguay den General Rio Zares gekannt, die volle Wahrheit aller Angaben der Andalusierin bestätigt. Favrolle denkt mit dem Kaiser im Faust:

> Zwar hör' ich doppelt, was ich höre,
> Und dennoch überzeugt's mich nicht . . .

und entdeckt gleichzeitig, daß sein Freund in Dora wahnsinnig verliebt ist und nur auf die nächste Gelegenheit harrt, um den dümmsten Streich seines Lebens zu begehen, d. h. Dora zu heirathen.

Leider läßt diese Gelegenheit für die Marquise allzulang auf sich warten. Sie muß abreisen, um in Versailles für ihre gute Flinten-Sache zu agitiren, aber die Mittel fehlen ihr, um die Rechnung zu bezahlen und sich damit die Freiheit zu erkaufen. Hier ist nun der Punkt, wo die reale Welt der Genre-Komödie: „Die Seebadgäste" mit der eingebildeten Sphäre der Feerie: „Die Spioninnen" zusammentrifft.

Baron van der Kraft hat nämlich mit seinen Agentinnen ebenfalls sein geheimes Bureau in Nizza eröffnet und ist in voller Thätigkeit. Er und seine Correspondentinnen gehen im Salon der excentrischen Spanierin aus und ein, denn hier ist der Sammelplatz junger Diplomaten und Militärs, welche gewöhnlich ebenso liebebedürftig, als plaudersüchtig sind. Die prima donna assoluta van der Kraft's ist eine gewisse Gräfin Zicka von unbestimmter Herkunft. Sie erscheint und verschwindet in der Wohnung der Marquise und hat ihre Augen und Ohren überall. Der schon genannte junge Ungar Tekly, welcher mit Kossuth gegen die österreichische Regierung conspirirt hat, steht im Begriff, nach Triest abzureisen und schenkt Dora zum Abschied seine Photographie mit einer artigen Widmung. Sogleich legt die Gräfin Zicka Proben ihres Talents ab. In einem unbewachten Augenblick nimmt sie Tekly's Bild aus dem Album und läßt es mit der Gewandtheit eines Pickpockets in ihre Robe verschwinden. Die practische Seite dieser Photographien-Sammlerin könnte man schon würdigen, aber unverständlich bleibt sie, wenn

sie uns einen Blick in ihr ... Herz gestatten will. Da stecken wir mit einem Schlag in voller Feerie.

Die Gräfin erinnert sich nämlich, daß eine gewisse Miß Clarkson, die der jüngere Dumas unter dem Namen einer Fremden auf die Bühne geführt hat, eine dreihundert Zeilen lange biographische Rede gehalten und dafür viel Applaus geerntet hat. Flugs muß auch sie ihre Geschichte haben und Rede halten. Sie beginnt, zu van der Kraft gewendet, also: „Mein Leben ist so schön vom ersten Tage an! Ich weiß nicht einmal, wo ich geboren bin! Von meinen Eltern kenne ich nur eine immer von Gin betrunkene Frau, welche mich, als ich noch ganz klein, auf die Straße von London betteln schickte und mit Prügeln züchtigte, wenn ich mit leeren Händen nach Hause kam. Wie es scheint, war das meine Mutter! ... Wer mein Vater war ... (sie vollendet ihren Gedanken mit einer Bewegung.) Eines Abends sagte man mir, sie habe sich auf dem Straßenpflaster die Stirne zerschmettert und sei daran gestorben. Was mich am meisten bewegte, war, daß ich an jenem Abend nicht geschlagen wurde! ... Ein Nachbar nahm mich in seiner Behausung auf. Er lehrte mich stehlen. Als ich genug Erniedrigung, Hunger, Elend und Schande empfunden, entfloh ich. Tagüber lebte ich, Gott weiß wie und Nachts schlief ich in Zufluchtshäusern oder in den Höhlen der City. Da wurde ich, da ich das einzige Handwerk trieb, das man mich gelehrt hatte, aufgegriffen und in ein Gefängniß geworfen, das ich nicht gebessert verließ. Dann, da ich jung und trotz meines Elends schön war ... ich erlasse Ihnen die Erzählung jener Jahre. Ich kam bis nach Wien mit einem zu Grunde gerichteten Wüstling, Zicka ... er war ein Fälscher ... ich wurde ungerechterweise als seine Gehülfin und Mitschuldige festgesetzt ... und wieder ... wieder ins Gefängniß! ... Ich war entehrt, krank, todtkrank. Man bot mir die Freiheit an und die Mittel zum Lebensunterhalt, wenn ich der österreichischen Regierung jene Dienste leiste, die Sie kennen. Das war beinahe die Unabhängigkeit für mich, die Rechtschaffenheit um den Preis ... des Uebrigen .... Ich nahm an ... und das ist dies Leben! ... Es ist, ja, bei Gott! für Niemand schrecklicher, als für mich. Niemand hat mehr Recht, als ich, Eure vortreffliche bürgerliche Gesellschaft zu verachten! ... und ihr zu sagen: Das ist Dein Werk! ... das Alles ... Rabenmutter! ... Du hast Alles gethan, um mich zu verderben und nichts um mich zu retten! O, wenn es jemand dort oben gibt, dann schuldet mir der Himmel eine schöne Genugthuung! ... Wohlan, in dieser Hölle habe ich meinen Sonnenstrahl: die Liebe, die Liebe zu diesem Manne!"

Wer ist dieser Mann, den das ehemalige Bettelkind mit den untadeligen Manieren einer Weltdame zu lieben vorgibt? Es ist André de Maurillac, der sich bereits in den Netzen Dora's verstrickt hat. Mit dem scharfen Auge einer Spionin von Fach verfolgt die Gräfin Zicka die Entwickelung des Romans, der sich zwischen ihrem Geliebten und Dora entsponnen hat. Aber auch der König der Spionage-Feen, Baron van der Kraft, richtet sein Augenmerk auf Dora. Mit einer seiner Dummheit würdigen Sicherheit, hat er in dem kreuzbraven Mädchen eine treffliche Agentin gewittert. Um zu diesem Ideal einer Spionin zu gelangen, beschließt der Diplomat erst die Mutter zu gewinnen. Er erhascht den richtigen Augenblick für seinen Antrag. Die Marquise erklärt sich bereit, gegen einen monatlichen Gehalt von tausend Francs ihre Denkwürdigkeiten von tra los montes und insonderheit ihre Liebesbriefe des seligen Espartero an van der Kraft für den Fürsten Paulnitz auszuliefern. La Châtre hat gewiß keine köstlicheren Briefe erhalten, als sie van der Kraft von seiner spanischen Sévigné bekommen dürfte!

Wie viel wahrer und logischer ist ein anderer Typus der Spioninnen, die Fürstin Bariatin! Man erfährt zwar nie recht, ob sie eine echte oder falsche Prinzessin ist und ob sie auch in van der Kraft's Diensten steht oder für eine andere Macht spionirt. Jedenfalls ist sie ebenso ungefährlich, als liebenswürdig. Ihre Leidenschaft ist die große Politik, sie schwärmt für parlamentarische Kämpfe und hat sich in den Kopf gesetzt, um jeden Preis eine hervorragende Rolle in gouvernamentalen Kreisen zu spielen. Ihre zahlreichen Freunde schmeicheln ihrer Schwäche und lassen sie glauben, das Ministerium fürchte sich vor ihr. Es ist ein offenkundiges Geheimniß, daß Sardou diese Figur dem Leben entnommen hat. Das Urbild der Fürstin Bariatin ist die in Paris allbekannte Nichte

Gortschakoff's Fürstin Elise Trubetzkoi, die sich ebenfalls einbildet, Thiers, Gambetta und Buffet gestürzt zu haben und in deren Salon der indiscrete Sardou eine Zeitlang Zutritt hatte.

Die Fürstin Variatin hat ein gutes Herz. Leider mißlang ihr Versuch, Dora an Stramir zu verheirathen, — umso eifriger ergreift sie den nächsten Anlaß, um der befreundeten Marquise gefällig zu sein. Sie hat von der Affaire bezüglich der gekaperten Gewehre gehört. Das schlägt in ihr Fach. Sofort ist sie Feuer und Flamme und beschließt, ihren ministerstürzenden Einfluß für die Petition Rio Zares geltend zu machen. Sie ladet die Marquise und ihre Tochter ein, sofort mit ihr abzureisen, — nicht nach Paris, sondern in ihr in Versailles, dem Sitz der Regierung, gelegenes Palais, um in nächster Nähe zu sein, wenn Dank ihrer Intriguen das Ministerium in die Luft fliege und eine Entschädigung für die Gewehrsendung votirt werde.

Im zweiten Act, der in den Salons der Fürstin spielt, sehen wir in der That Alles in fieberhafter Aufregung. Im Parlament wird der Fall Rio Zares verhandelt. Eine stürmische Sitzung hat stattgefunden. Van der Kraft und seine Damen, Abgeordnete und Neugierige von den Tribünen rennen hin und her. Was geht vor? Die siegesgewisse Fürstin lächelt stolz.

Fürstin. Wie, was es gibt? Ganz einfach, ich stehe im Begriff, das Ministerium zu stürzen.

Alle (erstaunt). Sie?

Fürstin. Ich.

Ein Abgeordneter. Aber wieso, Fürstin?

Fürstin. Die Affaire mit der „Antilope!" . . .

van der Kraft. „Antilope?"

Fürstin. Ja doch? Kommen Sie denn aus einer andern Welt? — Uebrigens wie es sonst geht? Gut. Ich danke.

Alle. Die „Antilope!" Die „Antilope!"

Fürstin. Die „Antilope" ist einfach ein französischer Kauffahrer, der an der spanischen Küste gekapert wurde . . . und zwar von der spanischen Regierung . . . weil das Schiff den Insurgenten eine ganze Ladung Hinterlader zuführen wollte.

van der Kraft. Ach, die Gewehre von . . .

Fürstin. Von Dora! Englisches System Stoulton! . . . zwanzig Francs das Stück . . . fünf oder sechshunderttausend Francs! . . . Die Affaire war eingeschlafen . . . vergessen . . . die Marquise kommt zu mir! . . . Dora begeistert mich für dieses Arsenal, das ihre ganze Mitgift vorstellt! . . . und nun rennen sie hin und her in alle Ministerien, Bureaux, Boudoirs, wo man die Mama bald nur noch unter dem Namen der „Flintenmutter" und die Tochter unter dem der „schönen Kanonierin" kennt. Reclamation gegen Spanien . . . still! gegen Frankreich . . . nichts da! . . . Ich bin entrüstet und sage mir: Helfen wir! . . . Die Zeitungen ventiliren die Sache . . . allgemeines Aufsehen! . . . Die Agitation beginnt! . . . Der kleine Bardin, der nur vom Sturz des Ministeriums träumt, sagt sich: Da hab' ich ja meine Interpellation! Er interpellirt also: Die Gewehre waren für Cuba bestimmt! Das Schiff war französisch! man läßt unsere Flagge beleidigen! Ich verlange Untersuchung! — Untersuchung, Commission, Berichterstattung und bald Discussion, Angriff, Antwort! Die Debatte verschärft sich, das Gewitter bricht los! Die Gewehre, Dora, die „Antilope", Alles zum Teufel! . . . das Ministerium ist schuld! Cabinetfrage! Amendement Rasteul abgelehnt! Dubois — Crancel, abgelehnt! Bouvard, desgleichen . . . brrr! . . . Dann Geschrei! sieben Uhr, man hungert! eine Nachtsitzung! Angenommen! . . . Schluß der Sitzung! . . und die Sitzung ist aufgehoben bei einem Lärm! . . .

van der Kraft. Und heute Abend?

Fürstin. Ja, wenn das Ministerium fällt, dann ist das neue Cabinet genöthigt, uns die Gewehre ausliefern zu lassen. Siegt es aber, dann ist's aus mit den Gewehren und der Mitgift! So daß die Kammer, indem sie erklärt, ob das Ministerium das Vertrauen der Versammlung genießt, zugleich darüber entscheidet, ob die „schöne Kanonierin" einen Mann bekommen soll oder nicht!

Alle (erstaunt). Ach!

Fürstin. Und das Alles ist mein Werk!

In diesem Salon der Prinzessin machen wir auch die Bekanntschaft einiger ergötzlicher Typen, wie sie Sardou zur Erheiterung gleich dutzendweise in seine Dramen zu versetzen liebt. Man findet da Parlamentarier und Salonmenschen von allen Farben, Leute voll komischer Manieren und lustiger Redensarten, meistens ein wenig chargirt, oft sogar carikirt. So zeigt uns der Verfasser im ersten Aufzug einen Parlamentscandidaten, der an der Seite einer eifersüchtigen Frau in dem „trotz seines berühmten Senfs widerwärtigen" Städchen Dijon zu verbauern meint und sich nach einem Abgeordnetensitz

sehnt, blos um für einige Zeit von seiner Frau befreit zu sein und — last not least — das lebenslustige Paris genießen zu können. Er verwirklicht seinen Traum und ist einer der Habitué's des Salons Variatin. Aber seine Eheliebste, die in Dijon zurückgeblieben, verlangt unter Androhung ihres baldigen Erscheinens in Versailles die Beweise der parlamentarischen Thätigkeit ihres Mannes in den Zeitungen gedruckt zu lesen. Vergeblich bestrebt sich der Unglückliche durch Unterbrechung der Reden seiner Collegen in die Journale zu kommen. Das genügt seiner Frau nicht. Da erhebt er sich zu einem heroischen Entschluß. Er beschließt eine Rede zu halten, liest sie sogar seinem Freunde Favrolle vor und bittet ihn, er möge ihn dabei dadurch unterstützen, indem er ihn fortwährend unterbreche. Das wolle dann der Redner schlau benützen, indem er voll Entrüstung erkläre: Angesichts der scandalösen Unterbrechungen verzichte ich auf's Wort! — —

Unterdessen mehren sich die Vorzeichen, daß die Interpellation in Sachen der „Antilope" wenig oder gar keine Aussicht auf Erfolg hat, trotzdem die Freunde der Fürstin sich als glühende Vertheidiger derselben geberden. Dies ist der kritische Moment, wo die Spionage wider operiren kann. Baron van der Kraft steuert also geradewegs auf sein unsinniges Ziel los und wirft Dora gegenüber seine Maske ab. Selbstredend muß er sich bald davon überzeugen, daß nur ein Kurzsichtiger in dem anständigen und ehrlichen Mädchen das Zeug zu einer routinirten Spionin entdecken kann. Er hüllt seine ehrlosen Anträge in finanzielle Redensarten. Ihre Mutter sei arm, die Gewehr-Affaire habe einen sicheren Mißerfolg, sie gehe dem Elend entgegen. Dora versteht kaum, was sie dem Baron für Berichte schreiben soll und lehnt die Zumuthung ab. Aber der Muster- und Hauptspion treibt seinen Unverstand noch weiter. Statt nunmehr von Dora's Ehrenhaftigkeit belehrt zu sein, versucht er es, mit plumper Hand in ihrem Herzen zu wühlen. Er sagt ihr, er habe bemerkt, daß sie André liebe, — mehr noch, er warnt sie vor ihm und nennt ihn einen gefährlichen Wüstling. Und Dora? Sie behandelt diesen ungebetenen Seelenrath verdientermaßen nicht so, wie sie Stramir abgefertigt hat oder protestirt wenigstens gegen diese Einmischung in ihre heiligsten Angelegenheiten. Sie schweigt . . . und glaubt wörtlich Alles, was dieser fremde Mann ihr sagt. Der Baron ist weder verwandt, noch so befreundet mit ihr, um ihm diese Vertraulichkeit zu gestatten. Kurz, diese ganze Scene entbehrt jeder Wahrheit und Logik. Da urtheilen die Salonhelden ihrer Mutter viel richtiger über den Baron. „Niemand von uns kennt ihn," sagt Einer, „und wenn man ihm begegnet, weiß man nie recht, ob man ihn Herr Baron nennen oder wie einen Hallunken behandeln soll und in dieser Verlegenheit gibt man ihm zuletzt die Hand nach Pariser Art: das verpflichtet zu nichts."

Aber Sardou brauchte diese falschen Motive für die folgende Scene. André de Maurillac kommt und erklärt sich Dora. Doch diese erinnert sich der Warnung van der Kraft's und antwortet ihm mit Heftigkeit und unter Weinkrämpfen. Ein Wort André's verwandelt den Schmerz in Seligkeit. Nicht seine Maitresse soll sie werden, sondern sein Weib, sein ehrliches Weib. Dora springt auf und jubelt: „Ein Mann! mein Mann! welch ein Glück!" Und beseligt wirft sie sich in des Bräutigams Arme, während ihre Mutter mit dem ganzen Chorus des Stücks in den Salon eilt. Was liegt daran, daß die Kammer soeben die Gewehr-Interpellation abgewiesen hat, daß das Ministerium nicht gestürzt wurde und daß Dora's Mitgift verloren ist: unsere Heldin sieht sich von einer loyalen Hand der ungesunden Sphäre entrissen und ihren Traum eines anständigen, stillen und glücklichen Lebens verwirklicht. Sie dankt ihrem Retter mit schlichten und tiefempfundenen Worten und verspricht ihm, er werde seine Liebe und seinen Edelmuth nie bereuen. Die Scene ist reizend und schließt vortrefflich einen Act, der zwar unterhaltend ist, aber zum übergroßen Theil aus Episoden besteht. Damit endet die Genre-Komödie im Geschmack des jüngeren Dumas. Wie in den „Guten Landleuten" und fast allen Stücken Sardou's erinnert sich der Dichter plötzlich daran, daß es nach diesem Hors-d'oeuvre des zweiten Actes höchste Zeit ist, an die Haupthandlung, an das Drama zu denken. Es läßt sich an den Fingern abzählen, was für Situationen wir jetzt noch zu gewärtigen haben. Es sind ihrer drei: der Mann erfährt, seine Frau sei eine Spionin, Erklärung zwischen Mann und Frau, der Sieg der Unschuld. Das ergibt nach

der Schablone der neufranzösischen Dramaturgie drei Scenen, welche, breit ausgeführt und mit dem nöthigen Beiwerk versehen, drei Acte zu füllen haben.

Das erste Erforderniß des dritten Aufzugs muß demzufolge darin bestehen, daß das Mißverständniß, welchem die unschuldige Dora zum Opfer fällt, vorbereitet wird. Theilweise geschah dies bereits in den ersten Acten durch die Exposition der Spionage-Feerie. Wir wissen genau, daß Dora in Kreisen lebt, wo die Spioninnen blühen. Die Vorbedingungen sind also da. Auch weiß André aus Favrolle's Rede über die Damen der Reise um die Welt, daß es kluge Leute gibt, die in Dora's Umgebung politische Kundschaft wittern. Es handelt sich also blos noch um die Beweise von Dora's Spionage, und diese herzuschaffen ist für einen Tausendsasa wie Sardou Kinderspiel. Er setzt dafür einfach eine Komödie der Irrungen, der Verwechslungen, der Taschenspielerei à la Scribe oder Kotzebue in Scene. Da er in der Wahl seiner Mittel ebenso wenig scrupulös, wie in der seiner Quellen ist, so verschmäht er es auch nicht, zu dem zu greifen, was in der Pariser Dramaturgie la ficelle, die Schnur heißt, vielleicht deshalb, weil ein Theaterstück einem farbenprächtigen Teppich gleichen soll, dem man es nicht ansehen darf, daß er auf grobe, dicke Schnüre gewoben ist. Aber die Schnüre kommen im dritten Act der „Dora“ so störend zum Vorschein, daß die ganze Arbeit Gefahr läuft, bloßer Ausschuß zu werden. Doch der Leser urtheile selbst.

Zuerst wird der Kniff des Contrastes angewendet, dem die Franzosen in ihrer Kunst so viele Erfolge verdanken. Die Verdüsterung der Handlung muß in dem Augenblicke stattfinden, wo die Personen allen Grund haben so heiter wie möglich zu sein. Die Hochzeit Dora's wird gefeiert. Die Neuvermählten kehren von der Kirche zurück und stehen im Begriff, die Reise der Flitterwochen anzutreten. Die Gräfin Zicka betritt mit dem Baron van der Kraft die Wohnung der Reisefertigen. Wir erfahren, daß diese abgefeimte Spionin und Diebin unter Umständen unglaublich sentimental sein kann. Hier spielt offenbar wieder die „Fremde“ des jüngern Dumas herein; sehr zum Nachtheil des Stücks, denn durch dieses Doppelwesen einer Person, die im Stück jene „Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“ vorstellt, wird der Zuschauer in seinem Urtheil unsicher — namentlich wenn sie, wie im Vaudeville, verkehrterweise von der jugendlichen Liebhaberin gespielt ist — und fühlt da Sympathie oder wenigstens Mitleid, wo nur der entschiedenste Ekel am Platz sein sollte. Diese sentimentale Seite der Spionin ist einer der größten Fehler des Stücks.

Die Gräfin Zicka liebt also gerade André, den Mann Dora's. Diese Liebe wäre für sie eine Art Sühne gewesen. „Der einzige Sonnenstrahl in meinem Leben! Und da kommt dies Weib und stiehlt ihn mir!“ Deshalb haßt sie Dora, deren Glück so sehr mit ihrer eigenen Enttäuschung und Traurigkeit im Widerspruch steht. Sie muß sich rächen. Mit Gier ergreift sie den nächsten Anlaß, den ihr Brodherr ihr dazu bietet. Baron van der Kraft hat nämlich in Erfahrung gebracht, daß André mit seiner Hochzeitsreise zugleich einen diplomatischen Zweck verbindet. Der Minister des Auswärtigen hat nämlich André die Copie eines geheimen Allianzvertrages gegeben, den dieser nach Rom bringen soll. Diese Copie liegt in dem Sekretär André's, das hat der gegenüber wohnende Baron mit Hülfe eines Teleskopes entdeckt. Van der Kraft will dies wichtige Actenstück besitzen und beauftragt die Gräfin Zicka, es ihm zu stehlen. Diese erkennt darin gleich eine Rache, denn André wird den Diebstahl sofort seiner neuen Familie zuschreiben und dadurch alles erträumte Glück Dora's zerstören. In der That, es geschieht dem schlauen Minister, der seine wichtigsten Staatsgeheimnisse Hochzeitsreisenden anvertraut, ganz recht, wenn Schlauere sich ihrer bemächtigen. Und dazu kommt es wirklich vermittelst einiger sehr abgegriffener und fadenscheiniger „Schnüre“.

„Sehen Sie diesen Schlüssel, meine Herren,“ ruft Taschenspieler Sardou. „Wie Sie sich vielleicht besinnen, wurde schon im ersten Act, als Favrolle von den Spioninnen sprach, darauf hingewiesen. Ich weiß nicht, ob sie es bemerkt haben. Das war eine Vorbereitung, die so zufällig und nebensächlich sie auch scheinen mag, fein ausgeklügelt war. Also hier ist der Schlüssel. Er steckt an einem Bund und öffnet den Sekretär André's, wo der Allianzvertrag liegt. An demselben Ring hängt aber noch ein zweiter

Schlüssel, der einen Reisesack öffnet. Meine operirenden Personen sind André, Dora, die Marquise, die Gräfin Zicka. Nun passen Sie auf. Changez passez! Geschwindigkeit ist keine Hexerei!"

Dora bringt den Reisesack. André gibt ihr die Schlüssel dazu und geht. Dora öffnet das Köfferchen, läßt die Schlüssel daran stecken und geht. Die Marquise bemächtigt sich ihrer einen Augenblick und geht auch. Und das ganze hin und her ist ziemlich geschickt motivirt. Die Gräfin ist also allein, und der gefällige Verfasser läßt ihr just die nöthige Zeit, um den Schlüsselbund vom Reisesack zu nehmen, mit seltener Gewandtheit den Sekretärschlüssel zu finden, das Fach zu öffnen, die Copie des Tractats zu stehlen und in ihre Tasche gleiten zu lassen, den Sekretär wieder zu verschließen und die Schlüssel neuerdings ans Köfferchen zu stecken. Und was das Erstaunlichste ist, der Zuschauer folgt diesen banalen Handgriffen mit größter Aufmerksamkeit!

Nun kommt der zweite Kniff. Die Zicka bedarf noch eines anderen Beweises für Dora's Spionenthum. Sie erzählt also der jungen Frau, Baron van der Kraft sei beleidigt, daß sie nicht ihm zum Zeugen gewählt habe. Statt diese lächerliche Zumuthung zu bespötteln, ergreift Dora die Feder um an den so gut wie unbekannten Mann eine briefliche Entschuldigung zu richten, deren Liebenswürdigkeit der verletzten Eigenliebe des Hauptspions schmeicheln dürfte. Natürlich lautet Dora's Brief im Interesse der Intrigue so zweideutig wie möglich: sie schreibt ihm von ihrer Dankbarkeit und bittet ihn, in diesem kurz vor ihrer Abreise verfaßten Billet den letzten Beweis ihrer Erkenntlichkeit zu sehen. Nun folgt eine andere Taschenspielerei. Dora schreibt nach dem Briefchen noch schnell die Adresse, hat es aber so eilig, daß sie vergißt — den Umschlag zu schließen. Zicka steckt den gestohlenen Vertrag hinein und läßt durch die Marquise den Brief an den Adressaten befördern. Dora ist compromittirt.

Nach diesen charakteristischen Proben von Sardou's Manier, seine Theatercoups zu arrangiren, folgt eine große Scene, wo sich das außerordentliche Talent des Lustspieldichters offenbart. Es ist die seither berühmt gewordene Drei-Männer-Scene. Sie hat den Erfolg der Komödie entschieden und gehört weitaus zum Besten, was Sardou geschrieben hat. Sie bezeichnet den Höhepunkt der Handlung und erschöpft die bereits von mir signalisirte Situation, wo der Gatte erfährt, seine Frau sei eine Spionin. Zur Herbeiführung dieser Katastrophe beschwört Sardou den Ungar Tekly, der, wie wir bereits gesehen, nach der Abschiedsscene mit Dora im ersten Act nach Triest verreist ist.

Favrolle. Es ist jemand draußen, der Dich zu sprechen wünscht. Empfängst Du?

André. Gewiß nicht. Im Augenblick, wo ich abreisen will! . . . Ich bitte Dich, schau wer es ist.

Favrolle (liest die abgegebene Karte). Tekly!

André. Er? O, freilich. Das glaub ich, er soll eintreten.

Favrolle. Unser Ungar von Nizza? . . .

André. Von dem man schon seit Langem keine Nachrichten hatte. Ich bin glücklich ihn wieder zu sehen. Treten Sie ein, mein lieber Tekly und seien Sie willkommen bei mir.

Tekly (tritt auf und schüttelt ihm fröhlich und herzlich die Hand). Ich komme ungeschickt wie es scheint? . . .

André. Im Gegentheil!

Tekly. Wirklich? Störe ich nicht?

André. Nie!

Tekly. Sie werden mich entschuldigen, mein lieber Freund . . . (Er hält ein, wie er Favrolle sieht den er grüßt).

André. Herr Favrolle. (Complimente).

Tekly. Ah, mein Herr . . . (Fortfahrend) Sie werden mich entschuldigen, daß ich mich in einem solchen Augenblick bei Ihnen einfinde. Ich langte heute Morgen von Wien an. Ich erfuhr von Ihren freundschaftlichen Erkundigungen über mein räthselhaftes Verbleiben, während ich in jener Stadt verhaftet war.

André und Favrolle. Verhaftet?

Tekly (lächelnd). Verhaftet, ja, — ich komme aus der Festung Olmütz . . . ich will Ihnen das ein andermal erzählen! . . . Ich möchte umso weniger zögern, Ihnen für die Beweise Ihrer Zuneigung zu danken, als Sie, wie ich sehe, verreisen.

André. In zwanzig Minuten.

Tekly. Natürlich hat man mir ebenfalls die große Neuigkeit mitgetheilt. Ich wäre sehr ärgerlich gewesen, wenn ich Ihnen nicht noch hätte sagen können, welch großen Antheil ich an Ihrem Glück nehme.

André. Und wissen Sie auch, wen ich heirathe?

Tekly. Nein, eine Dame von Versailles, hat man mir gesagt, von hoher Familie.

André (lächelnd). Oh! kennen Sie ihren Namen nicht?

Tekly. Sie werden ihn mir nennen und mir zudem die Ehre erweisen, mich Frau de Maurillac vorzustellen als einen Mann, der Sie sehr liebt und den diese Lösung doppelt erfreut. Denn jetzt darf ich Ihnen ja die Wahrheit sagen, nicht wahr?

André. Ohne Zweifel.

Tekly. Nun denn ... in meiner unfreiwilligen Einsamkeit zu Olmütz habe ich sehr oft an Sie gedacht, — und immer mit der Furcht, daß Sie sich vielleicht in eine Verbindung eingelassen haben, die Ihrer unwürdig und höchst gefährlich ...

André. Welche Verbindung?

Tekly. In Nizza.

André. In Nizza?

Tekly. Ja, — jene beiden Intrigantinnen ... (André sieht ihn groß an, Tekly fährt lächelnd fort). Die Marquise und ihre Tochter.

André. Marquise? ...

Tekly. De Rio Zares! Und die reizende Dora! (Bewegung Favrolle's, um Tekly zu warnen. André hält ihn hastig zurück, indem er seine Hand ergreift. Tekly bemerkt diese Bewegung nicht).

André (sich bemeisternd). Ah! also? ...

Tekly (lächelnd.) Also bin ich glücklich, daß Sie jetzt ihren Klauen entronnen sind.

André (mit erzwungenem Lächeln). Ah, und ... worauf, mein lieber Tekly, gründen Sie solch ein scharfes Urtheil über diese Damen?

Tekly (leicht). O, wäre es nur wegen ihrer Lebensweise ... Aber wir sind nicht da, um von ihnen zu sprechen ... und ...

André. Doch ... Pardon! Ich habe nicht, wie Sie denken, mit ihnen gebrochen ... ganz gebrochen ... und Sie werden begreifen ...

Tekly (für ihn vollendend). In Ihrer neuen Lage ... Sie haben Recht ... Wohlan, mein lieber Freund ... in drei Worten — es sind zwei Abenteuerinnen der schlechtesten Art.

André. Ah! ... die Tugend der Tochter? ...

Tekly. Oh, das sag' ich nicht? Ich weiß nichts davon. Aber eine Frau kann auch in anderer Beziehung unehrenhaft sein.

André. Wieso?

Tekly. Mein Gott! ... wir plaudern später wieder davon.

André. Nein, nein, — ich bitte Sie.

Tekly (lächelnd). Meinetwegen ... so hören Sie, da Ihnen daran gelegen scheint! ... Haben Sie sich denn nie gefragt, wovon diese beiden Frauen leben?

André. Ei, von ihrem Einkommen, denk' ich.

Tekly. Das genügt nicht! ... ja, wenn sie nur das hätten! ...

André. Und was noch?

Tekly. Was ihnen ihr kleines ... politisches Handwerk einbringt, das sie bei solchen Einfaltspinseln treiben, wie ich einer bin.

André. Spioninnen?

Tekly. Ja, die mich an die österreichische Polizei verriethen.

André (aufspringend). Tekly!

Dora (tritt fröhlich ein, ohne Tekly zu sehen). Nun, reisen wir? (Bei ihrem Anblick schrickt Tekly zusammen).

Tekly (für sich). Sie ist's.

André (sich bemeisternd). Noch nicht, meine liebe Dora! noch nicht!

Dora (sieht Tekly). Ah, Tekly! da sind Sie ja wieder!

Tekly (stammelnd). Madame!

Dora. Ah, das ist reizend ... an meinem Hochzeitstag! waren Sie in der Kirche?

Tekly. Nein ich ...

André. Liebe Dora, wir haben zu reden, diese Herren und ich, und ...

Dora (fröhlich). Und ich störe! Gut, aber verspäte Dich nicht.

André. Nein, nein!

Dora (zu Tekly). Auf Wiedersehen, nicht wahr? (Tekly verbeugt sich stumm, — zu André.) Sie brauchen mir nur ein Zeichen zu geben, — ich bin reisefereig. (Ab. Favrolle versichert sich, daß die Thüre wohl verschlossen ist.)

André. Schon gut. (Pause. Tekly ergreift seinen Hut und will gehen. André vertritt ihm den Weg.)

André. Tekly, Sie werden einsehen, daß Sie so nicht fort können.

Tekly (ebenfalls ernst). Maurillac, das ist weder edel noch klug, was Sie da gethan haben. Es wäre ehrlicher von Ihnen gewesen, mich bei den ersten Worten zu unterbrechen und ...

André. Und Sie die Anklage nicht erheben zu lassen, um sie zu kennen!

Tekly (protestirend). Oh, die Anklage! ...

André. Das Wort ist richtig.

Tekly (sanft). Um Gotteswillen, Maurillac, legen Sie meinen Worten nicht mehr Wichtigkeit bei, als sie es verdienen. Vermuthungen ... nichts als unsichere Vermuthungen sind es. Ich bedaure sie, das versichre ich Ihnen ... und reden wir nicht mehr davon. (Tekly versucht abzugehn).

André (vertritt ihm wieder den Weg). Noch einmal, **Tekly**, so kommen Sie nicht fort.

Tekly. Wohlan, mein lieber Freund, was fordern Sie von mir? Ich habe vorausgesetzt, was nicht ist, was nicht sein kann ... Ich sehe es ein ... ich bin untröstlich ... ich nehme Alles zurück, was ich gesagt habe ... ich leugne es ... ich biete Ihnen dafür meine Entschuldigungen. Was kann ich mehr?

André. Sie werden mir offen und ehrlich Alles erklären.

Tekly. Aber ich habe ja wie ein Kind gesprochen! Ich gestehe es ein. Bin ich in einer Verfassung, um die Dinge klar und gesund anzusehen? Ich komme aus dem Gefängniß. Ich sehe überall Feinde. Ich klage unbesonnen an. Bedenken Sie das und entschuldigen Sie mich ein wenig.

André. Tekly, ich kenne Sie! Sie sind nicht der Mann, eine so schwere Anklage zu erheben, ohne ...

Tekly. Warum? ... Weil ich unbestimmt andeutete ...

André. Sie haben nicht unbestimmt, sondern in ganz präciser Form gesagt, die Marquise und ihre Tochter hätten Sie an die österreichische Polizei verrathen ... (Bewegung von Tekly.) Kurz, haben Sie das gesagt? ...

Tekly. Und beweist dies, daß es wahr ist?

André. Nein, aber es erübrigt der Beweis, daß es nicht wahr ist.

Tekly. Kurz und gut ...

André. Kurz und gut, mein lieber Tekly, Ich beschwöre Sie, lassen wir jeden unnützen Wortwechsel. Ich appellire an Ihre Freundschaft, an Ihr Herz. Sehen Sie doch, in welch' fürchterliche Lage Sie mich bringen. Haben Sie Mitleid mit all meinen Schmerzen. Sie klagen eine Frau an, die ich verehre, meine Frau! Es ist die gräßlichste Anklage, und Sie glauben sie genügend vernichtet durch einen Widerruf, der gefällig, erzwungen und ohne Aufrichtigkeit ist.

Tekly. Gewiß.

André. Gewiß nicht. Sie wissen wohl, daß es nicht so ist, Tekly. Im Namen des Himmels die Wahrheit, wie sie auch sei! viel lieber, als dieser schreckliche Zweifel, der mich tödtet. Die Wahrheit, ich bitte Sie, die Wahrheit!

Tekly (in Verzweiflung). Ach Gott; warum hab' ich diese Schwelle betreten!

André (entschieden). Also ... Dora ist's, die Sie verhaften ließ?

Tekly (ebenso). Nein!

André. Sie haben es doch gesagt?

Tekly. Mit Unrecht.

André. Und haben Sie es geglaubt?

Tekly. Mit Unrecht.

André. Aber um es ... auch nur für einen Augenblick zu glauben ... mußten Sie einen Beweis haben!

Tekly. Keinen!

André. Wenigstens eine Spur!

Tekly. Nicht eine.

André. Und ohne Beweis, ohne Spur, ohne Vernunft, ohne nicht's haben Sie's gewagt?

Tekly. Ich habe unrecht. Ich bin schuldig, ich bekenne es. Ich gestehe es ja ein!

André. Dann ist es unwürdig, was Sie thaten.

Tekly (bemeistert sich). Ah!

André. Es ist Verleumdung ... Eine gemeine ... (Favrolle hindert ihn zu vollenden).

Tekly. Maurillac, um Gotteswillen, mißbrauchen Sie nicht die Achtung, die ich Ihrem Schmerze schulde. Bleiben wir dabei und lassen Sie mich gehen. Ich bitte Sie! Das ist besser für Sie und für mich!

André (entreißt sich Favrolle's Händen und vertritt Tekly den Weg.) Sie kommen nicht hinaus! Ich befehle Ihnen mir zu antworten!

Tekly. Kein Wort mehr!

André. Dann sind Sie ein elender Feigling.

Tekly (außer sich). Ah!

André. Und ich werde Sie tödten! ... Ich tödte Sie! ...

Tekly. Wohlan, es sei! Schlagen wir uns, um der Sache ein Ziel zu setzen! ... Und tödten wir uns! ... Ach, bei Gott! das ist mir lieber!

André. Und auf der Stelle! ... (Tekly geht gegen den Ausgang.)

Favrolle (hält ihn zurück, zwischen Beiden, kalt.) Und nachher, — wenn Sie sich geschlagen haben? Ihr Thoren! wird seine Anklage weniger Gewicht haben? wird Deine Frau unschuldiger sein?

André. Ich räche sie wenigstens für eine infame Verleumdung.

Favrolle. Die doch nicht aus der Welt geschafft wird.

André. Doch, wenn er todt ist.

Favrolle. Vorwärts, laß doch den einzigen Mann sprechen, der seine Kaltblütigkeit bewahrt hat. (Bewegung von André.) Laß mich sprechen! und für Dich sagen, was Du nicht zu sagen wußtest. (Zu Tekly.) Mein Herr, ich verstehe sehr wohl das Gefühl, daß Sie leitet. Sie wollen nicht eine Frau durch ihr Zeugniß verderben ... und glauben, die Pflicht eines Ehrenmannes sei, zu schweigen. Wohlan, mein Herr, nein, Sie dürfen nicht mehr schweigen. Sie müssen Alles sagen.

Man erhebt nicht eine Anklage wie die Ihrige, ohne sich die Nöthigung aufzuerlegen, sie aufrecht zu erhalten und die Beweise dafür zu liefern. — Denn wie? ... wenn Sie sich irren würden? (Bewegung von Tekly.) Wie würden wir es dann wissen? Man kann anfechten und verkämpfen und Alles seinem Werthe nach abschätzen! ... Aber ihr Schweigen? Wie soll man ihm beikommen, um Licht zu schaffen? So daß in Folge dieses seltsamen Irrthums Ihrer Ehrenhaftigkeit gerade Ihre Handlungsweise, um diese unglückliche Frau zu retten ... sie unerbittlich verurtheilt, indem sie sie jener heiligen Sache beraubt, die Sie ihr um jeden Preis schuldig sind: des möglichen Beweises ihrer Unschuld! ... Vorwärts also, mein Herr, ich frage Sie: ist das ehrenhaft, ist das gerecht? Fragen Sie ihr Gewissen. Sie werden sehen, was es Ihnen antwortet!

Tekly. In der That, mein Herr, aus diesem Gesichtspunkt ...

Favrolle. Es ist der einzig richtige.

Tekly (entschlossen). Sie haben Recht, mein Herr, vollkommen Recht. Es ist das einzige Mittel. Suchen wir also zusammen die Wahrheit und glauben Sie mir, daß ich den ganzen Eifer eines Mannes dransetze, der nichts so sehr wünscht, als sich selbst seinen Irrthum beweisen zu können.

Favrolle. So ist's recht!

Tekly. Die Sache verhält sich folgendermaßen. Am 21. März verließ ich Nizza, wie Sie wissen. Ich reiste nach Triest, um dort das Schiff nach Corfu zu besteigen, wo ich Geschäfte zu besorgen hatte, die hier nicht in Frage kommen. Ich sollte in Triest mich kaum einige Stunden aufhalten, und zwar ganz incognito, da mir der österreichische Boden verboten ist. Um Mitternacht langte ich an, eine Stunde später war ich verhaftet. Meine Gefangenschaft, meine Verhöre ... was liegt daran? Man bringt nichts gegen mich auf, als meine Anwesenheit auf österreichischem Gebiet ... und Herr von Kaulben (!) ein alter Freund meines Vaters und Direktor der kaiserlichen Polizei, läßt mich in sein Zimmer rufen und sagt mir: „Na, großes Kind, wieder dumme Streiche! Geh sogleich Deine Koffer packen und komme nicht wieder, denn das nächstemal läuft es nicht so glimpflich ab!" — Dann als ich ihn grüßte, um zu gehen, sagt er freundlicher zu mir: „Halt, noch einen guten Rath! Nicht der Polizeidirektor, sondern jener Mann spricht jetzt zu Dir, der Dich als kleiner Junge auf seinem Knie reiten ließ. Wenn Du wieder einmal eine neue Thorheit ausheckst, dann nimm nicht eine schöne Frau zur Vertrauten. Und gib ihr namentlich Dein Signalement nicht, damit sie es nicht wieder eine Stunde später an uns schicke." — Und also sprechend zieht er aus einem vor ihm geöffneten Schreibfach eine Photographie ... mein Bild! ... und zeigt mir auf der Rückseite meine Aufschrift: „An jene, die mein Herz verehrt" mit Signatur und Datum; und weiter unten lese ich die Worte von Frauenhand: „Nach Triest verreist." Ich bin von Erstaunen ergriffen, will fragen, wissen ... er wirft die Karte weg, schließt das Fach, klingelt und — man führt mich hinaus.

André. Und diese Karte?

Tekly. Diese Karte? Ich hatte sie in Nizza Fräulein de Rio Zares gegeben.

André. Dieselbe?

Tekly (immer bewegter). Dieselbe.

André. Mit jenen Worten?

Tekly. Die ich für sie geschrieben.

Favrolle. Und hat sie diese Karte auch erhalten?

Tekly. Sie ging aus meiner Hand in die ihrige.

André. Aber sie hat sie offenbar verlegt? ...

Tekly. Sie steckte sie ins offen vor uns liegende Album.

André (lebhaft). Ah, das Jedem zugänglich war. Vielleicht hat sich jemand später ihrer bemächtigt.

Favrolle (für sich). Ja.

Tekly. Vielleicht! Und Gott weiß ob ich es glauben möchte!

André. (hastig). Aber ...

Tekly. Aber ... (Hält ein, zu Favrolle, schmerzlich). Ach, mein Herr, es ist grausam, ich schwöre, was Sie mich da zu thun heißen.

Favrolle. Muth, mein Herr, man muß Alles wissen.

André (flehentlich). Tekly!

Tekly. Wohlan ... jene andere Person, die die Karte vielleicht nahm ... (Pause.) Wie konnte sie wissen, daß ich nach Triest ging? Ich habe es nur allein Fräulein Dora gesagt. Und außer uns Beiden war Niemand im Zimmer.

André. Sie waren allein?

Tekly. Ganz allein! (André wankt, Favrolle stützt ihn).

Favrolle (nach einer Pause). Herr Tekly, haben Sie Geschäfte, die Sie nach Paris zurückrufen?

Tekly. Nein, mein Herr. Und großer Gott! Sie können sich denken, daß Alles der gegenwärtigen Nothwendigkeit weichen muß.

Favrolle. Wo kann man Sie vorkommenden Falls treffen?

Tekly. Im Hôtel nebenan, wo ich ganz zu Ihren Diensten stehe! ... immer! ... zu jeder Stunde! ...

Favrolle. Ich danke, mein Herr! (Tekly will ab.)

André. Tekly! . . . Ich würdige . . . glauben Sie es . . . all Ihre Bemühungen . . . um mir zu ersparen, was . . . (Er kann nicht vollenden.) Und jedes beleidigende Wort von meiner Seite . . . bitte ich Sie, zu vergessen . . . Ich bedaure es von ganzem Herzen! . . .

Tekly (bewegt). Und ich ebenfalls, . . . mein Lieber! (Er geht instinktiv zu André, um ihm die Hand zu reichen. Favrolle verhindert ihn daran, indem er sie herzlich schüttelt und ihn nach dem Hintergrunde begleitet.) Und ich ebenfalls! o glauben Sie es! (Ab.)

Sieht man von dem Anachronismus ab, daß in einem in vollster Gegenwart spielenden Stück ein Anhänger Kossuth's von der österreichischen Polizei drei Monate lang in den Kerker geworfen wird, so kann man dieser Scene nur Lob spenden. Sie ist überaus kunstvoll gebaut, kühn entworfen, voll Wahrheit und dramatischen Lebens und verdient ihren Erfolg. Sardou versucht noch eine Steigerung, aber es gelingt ihm nicht, trotzdem André eine neue Entdeckung macht, die Dora in seinen Augen noch mehr compromittirt. Der Leser hat wohl längst errathen, daß in diesem Moment André den Verlust des Tractats entdecken muß. Wer hat diese wichtigen Papiere entwendet? Wer hatte den Schlüssel des Sekretärs? Dora! Also hat Tekly Recht. Dora ist eine Spionin! Favrolle protestirt und versucht den Verdacht auf eine andere Person zu lenken, indem er ganz einfach sagt, die Mutter Dora's habe Alles gethan. Die Marquise? In der That, ja, — nur sie kann es sein. Umsomehr als man erfährt, daß der Bediente vor einigen Minuten einen Brief dem Baron van der Kraft überbringen mußte. Steckte der gestohlene Vertrag darin? Jedenfalls muß man sich dieses Briefes zu bemächtigen suchen, um die Schuld der Mutter constatiren zu können. Favrolle verspricht seinem Freunde, diesen Brief zu verschaffen.

Im vierten Act sehen wir, auf welche plumpe Weise — noch immer am Hochzeitstage! — der für seine Schlauheit nicht sehr berühmte Generalagent der Spioninnen in die Schlinge fällt. Der Brief Dora's wurde schon vor geraumer Zeit in der Wohnung des Barons abgegeben, aber dieser war nicht zu Hause. Favrolle kommt demnach noch zeitig genug, um van der Kraft just in dem Augenblicke zu treffen, wo er im Begriffe steht, den Brief zu öffnen. Favrolle bittet ihn, zu André zu kommen, was der Baron, ahnungslos wie ein unschuldiges Kind, sofort zu thun bereit ist. Noch mehr, statt wie Jeder in solcher Lage — namentlich wenn er sich wie der Baron eines so wichtigen Briefwechsels erfreut — Fravrolle um einen Moment Verzug zu bitten, der ihm genügen würde, von dem Inhalt des Briefes Kenntniß zu nehmen, steckt ihn der Edle uneröffnet in die Tasche und begleitet sogleich den Deputirten zu dessen Freund. Dort findet eine sehr schwache Scene statt. André erstattet dem Baron das Geld, das dieser der Marquise für deren unbrauchbare Liebescorrespondenz mit Espartero und Bolivar bezahlt zu haben angibt, baar zurück und fordert dafür den uneröffneten Brief der — Marquise. Noch nicht genug! Van der Kraft, der doch die Schrift der spanischen Generalswittwe kennen sollte, nimmt an, der Brief enthalte wieder einen Liebesseufzer Espartero's und liefert den Beweis seiner Spionage-Agentur ab. Und nun noch der Knalleffect der Unmöglichkeit! Der Baron streckte nach dieser höchst ungewöhnlichen Auseinandersetzung erst dem Deputirten, dann Favrolle seine Rechte hin, die natürlich ignorirt wird. Seine komisch sein sollenden Abgangsworte lauten: „Nie gibt man mir die Hand! Das ärgert mich!" Sie sind einfach falsch und fallen aus dem Ton. Wie, diesen niederträchtigen Leisetreter soll das ärgern? Er ist viel zu sehr Schuft um sich daran zu kehren und allzu sehr Weltmann, um den Aerger zu zeigen. Aber das Wort macht das schadenfrohe Publikum lachen, und das ist Alles, was Sardou wollte. Ein Beweis mehr, daß Sardou es nicht vermag, einen Charakter consequent zu zeichnen.

Folgt die zweite in Aussicht gestellte Situation, die Erklärung zwischen Mann und Frau. Sie ist ebenso wirksam, als unwahr in ihrer Ausführung. André hat den Brief eröffnet und findet den gestohlenen Vertrag. Aber das ist nicht die Schrift seiner Schwiegermutter, sondern die seiner Frau. Also ist Dora doch schuldig! Wie sehr wird sie durch die Worte ihres Briefes angeklagt! „Empfangen Sie hiermit den Beweis meiner Dankbarkeit" . . . André braucht nicht weiter zu lesen, die Sache ist furchtbar klar. Ja, die „Pattes de mouche", der Brief von Frauenhand, der in sämmtlichen Komödien Sardou's eine so entscheidende Rolle spielt, im „Letzten Brief" den Kern des Stücks

bildet und in „Fernande“ Alles glücklich löst, verwickelt in „Dora“ ganz bedenklich die Sache ... namentlich am Hochzeitsabend! André möchte beinahe, als ihm seine junge Frau in einem den Umständen angemessenen Neglige entgegenkommt, am liebsten gar nichts erfahren haben. Dennoch stellt er sie zur Rede. Dora ist außer sich. Wer hat das gesagt? Tekly? Tödten Sie ihn, mein Herr, denn er beleidigte Ihre Frau! Was weiß ich von diesem gestohlenen Bild und Vertrag? Ich weiß nur, daß man mich verleumdet und daß Sie mich beleidigen, wenn Sie mich schuldig glauben! — Und so wüthet sie bis zum Actschluß, statt das einzig Richtige zu thun, was jede Frau in ihrer Lage thun würde: sich mit ihrem Manne verbinden, um den Schuldigen zu finden. Das thut sie allerdings auch, aber erst im fünften Act — weil Herr Sardou nothwendig einen fünften Act haben muß! — während jetzt gleich oder eigentlich schon früher nach der Drei-Männer-Scene der günstigste Zeitpunkt zu einem Verhör wäre, wobei sie mit sich selbst und ihrer Mutter zu Rathe gehen müßte, ob niemand außer ihnen Beiden den Sekretärschlüssel erwischen konnte. Mit diesem unnatürlichen Verlauf der wirksamen Scene versöhnt uns noch ein sehr schöner und wahrer Zug. Die schwache Männerseele André's wird beim Anblick von Dora's Schmerz gerührt. Der Ankläger verwandelt sich in den Vertheidiger. André entschuldigt seine Frau und findet es beinahe in der Ordnung, daß Dora in ihrem Elend lieber die politischen Geheimnisse seines Vaterlandes, als — sich selbst verkaufte. Er will vergessen, verzeihen und nur daran denken, daß er sie liebe, daß sie schön sei und daß die Brautnacht begonnen habe ... Aber der Verfasser braucht einen rührenden Melodrama Actschluß. Dora empfindet anders als ihr Mann. Sie will nicht die Seinige werden, solange er nicht ganz von ihrer Ehre überzeugt ist und erklärt, sich lieber vom Balkon hinunter stürzen, als seine feige Liebe entgegennehmen zu wollen. André erröthet über seine Schwäche: als Mann einer Spionin, die ihn obendrein verachtet, bleibt ihm nichts anderes übrig als der Tod. Er stürzt ab. Dora fällt in Ohnmacht. Das Rührstück: „Auch ein Hochzeitstag!“ ist zu Ende und das Lustspiel kann wieder beginnen, um die glückliche Lösung auszuführen.

Nach den großen Effecten kommen die kleinen, kleinlichen Mittel. Im neufranzösischen Theater spielt der Vertraute eine bedeutendere Rolle, als im klassischen: er ist ein Nachkomme von Voltaire's Zadig, der Deux ex machina, zu dessen Obliegenheiten es gehört, nicht nur Alles zu wissen, sondern auch Alles zu leiten und zum glücklichen Ende zu führen. In sämmtlichen Komödien des jüngern Dumas findet sich diese typische Person: zuletzt noch in der „Fremden“ als Doctor Remonin. In Sardou's „Guten Freunden“ ist es ebenfalls ein Arzt, Doctor Tholosan, denn dieser Stand scheint sich am Besten zu Hausfreunden zu eignen. In „Dora“ spielt der Abgeordnete Favrolle die Vorsehung, und bei ihm geht auch der letzte Aufzug vor. Am Morgen nach dem aufregenden Hochzeitstag André's trifft der Courier ein, der unter Anderm die Nachricht bringt, der lächerliche Deputirte von Dijon habe sich, von dem anderweitig in Anspruch genommenen Freund im Stich gelassen, mit seiner nicht unterbrochenen Kammerrede unmöglich gemacht, worauf seine Wahl für ungültig erklärt worden sei. Hierauf erscheint die Gräfin Zicka unter einen nichtigen Vorwand, um zu sehen, ob und wie ihre Brief-Manipulation gewirkt habe. Einen Augenblick allein gelassen, durchstöbert sie, ihrer Gewohnheit gemäß, die Briefmappe des Abgeordneten. Dieser kommt zurück und erkennt an einer Spur, daß die Gräfin indiscret war. An welcher Spur? Die saubere Spionin erweist dem verlegenen Dichter die Gefälligkeit, ihre Handschuhe mit einem nur ihr eigenen, starken japanesischen Parfum zu versehen, der ihre Anwesenheit überall verrathen muß. Favrolle, der eine so feine Nase hat, kennt diesen Wohlgeruch der gräflichen Handschuhe und siehe da! er findet ihn wieder in seinen Briefschaften, die die neugierige Evastochter berührt hat. Also hat sie in seinen Papieren gewühlt! Und wenn sie das gethan, so war sie auch im Stande, den geschlossenen Sekretär zu öffnen und zu durchstöbern. Der Argwohn Favrolle's hat sein Ziel gefunden, — und als die Marquise und ihre Tochter eintreten, beginnt der Abgeordnete jene Untersuchung, die zur Ersparung aufregender Scenen die Personen des Stücks und zur Vermeidung eines forcirten vierten und schwachen fünften Actes der Dichter schon lange vorher hätte einleiten

sollen. „Wohin, Dora, legten Sie die Photographie? — Ins Album. — War Niemand anwesend? — Nein, aber gleich darauf kam die Gräfin Zicka, und ich sagte ihr von Tekly's Bild. — Ergo! . . . Was fingen Sie, Dora, mit dem Schlüsselbund am Hochzeitsabend an? — Ich gab ihn der Mutter. — Und Sie, Marquise? — Ich gab ihn der Gräfin Zicka und ließ sie allein im Zimmer. — Ergo, ist die Gräfin Zicka die Diebin des Portraits und des Vertrags.

Nun handelt es sich noch darum, das Geständniß der Schuldigen zu erlisten. Dazu greift Sardou zu einem wirksamen, aber schon öfter theatralisch verwendeten Mittel. Favrolle sagt der zurückkehrenden Gräfin frei heraus, sie sei die doppelte Diebin und zeigt ihr zugleich einen geschlossenen Briefumschlag. „Gestehen Sie," sagte er zu ihr, „daß Sie das vermißte Aktenstück unterschlagen haben, sonst lese ich Allen die Information vor, die mir da die kaiserliche Kanzlei in Wien über ihre Person geschickt hat." Und die abgefeimt sein sollende Spionin und Diebin fällt wie ein unschuldiger Backfisch in die plumpe Schlinge. „Sie werden das nicht thun," schreit sie entsetzt, „es wäre eine Feigheit!" — „Ich thue es, wenn Sie nicht Alles eingestehen." — „Dann aber verbrennen Sie den Brief?" — „Auf Ehrenwort!" — Vor den eintretenden Bekannten, vor André, dem Heißgeliebten, vor der Marquise und vor Dora legt also die Gräfin ein umfassendes Geständniß ab und verlangt den Brief. „Sie sind auf den Leim gegangen," sagt Favrolle lachend, „der Brief ist leer." Und während die geprellte Spionin entflieht, um ihr anrüchiges Gewerbe anderswo zu treiben und — hoffen wir es für sie — alsdann mehr Schlauheit zu entwickeln, umarmt André seine schuldlose Frau und dankt seinem Freunde.

Dergestalt ist das neue Stück von Victorien Sardou. Ein trefflicher erster Act, ein unterhaltender aber überladener und doch leerer zweiter Act, ein dritter und vierter Act, die das Drama beginnen und schließen — könnten und ein unglücklicher, aber doch noch spannender Schlußact. Die Form, gepflegter, als es Sardou sonst gewohnt ist, und dessen Sehnsucht nach einem Fauteuil der Academie verrathend; der Dialog voll Lebendigkeit, Kraft und — freilich meist geborgtem — Witz; kurz Alles in Allem ein wirksames Theaterstück und eines der besseren Werke des Dichters. Verfehlt ist nur die Tendenz. Sardou wollte einem lächerlichen Vorurtheil seines Volkes schmeicheln und — im Augenblick, wo Paris das Ausland zu seiner Ausstellung einlädt! — vor den Gefahren der fremden friedlichen Invasion warnen. Man hat bezweifelt, ob Sardou an die Existenz solcher Spionage-Agenturen glaubt, wie van der Kraft eine unterhält. Ich weiß es bestimmt, daß der geistreiche Komödiendichter die allgemeine Spionenseherei gerade so theilt, wie die Besten seiner Nation . . . Nomina sunt odiosa. Unbestreitbar ist aber, daß seine „Dora" ganz dazu angethan wäre, das Thörichte solcher Hallucinationen zu erweisen und jeden in diesem Punkte nüchterner Denkenden von der Spionage-Furcht ein für allemal zu heilen. Ich bin aber überzeugt, daß der Durchschnittsfranzose ebenso innig an einem Spionage-Glauben hängt, als Shylock an seinem Schein, und nach wie vor glaubt, die Größe und Stärke Frankreichs sei von der Geheimnißkrämerei unzertrennlich, und daß demnach Sardou die unnatürlich dummen und darum unmöglichen Spione und Spioninnen der „Dora" umsonst verbrochen hat.

---

*) Der Brief, womit unser geschätzter Pariser Mitarbeiter die vorstehende Besprechung begleitet, enthält eine so interessante Mittheilung des Urtheils von Alexander Dumas fils über Sardou und seine „Dora", daß wir uns nicht enthalten können, unseren Lesern die betreffenden Stellen zu reproduciren. „Im Begriff, meinen Theaterbrief an Sie abzusenden", schreibt uns Gottlieb Ritter, „erhalte ich den Besuch von Dumas fils. Wir sprachen über Sardou und sein neuestes Stück. Gewiß interessirt es Sie, einige Bemerkungen des berühmten Autors, der meine Ansicht über Dora vollkommen theilt, zu erfahren. „Das neueste Stück meines lieben und liebenswürdigen Freundes", sagte mir Dumas, „würde ohne meine Komödien und besonders ohne L'Etrangère nicht existiren. Es ist bekannt, daß sich Sardou mit seinen Quellen gar nicht genirt. Die Grundidee des Stücks hat er aus dem letzten Abgang der „Fremden" geschöpft, wo diese kurz vor Actschluß erklärt, nach Amerika reisen zu wollen und ihr an der Thüre ein Polizeisoldat den Ausgang verbieten will; sie zeigt ihm eine Karte und wird sofort durchgelassen, denn sie gehört zur geheimen Polizei. Auf der Generalprobe sah ich, daß dieser Zug die Schauspieler nicht minder

verblüffte, als die Zuschauer. Einige Freunde baten mich, die leicht mißzuverstehende Passirkarte zu streichen. Ich gab ihnen Gehör, ersetzte es aber in der Buchausgabe des Stücks mit folgender Parenthese: „Die Fremde geht nach hinten, sagt den Polizeibeamten ganz leise ein Wort, dieser grüßt sie sehr respektvoll, — dann geht sie ab." Da hätten wir also das Urbild der Spioninnen Sardou's! Auch andere Züge sind meinem Stück entnommen; namentlich der biographische Monolog der Zicka. Die vielbestaunte Drei-Männer-Scene ist nach der Zwei-Männer-Scene in meinem „Demi-Monde" gearbeitet. Die Marquise und ihr komisches Motiv, das Riesenbild ihres verstorbenen Mannes und Generals an alle Wände ihrer Hôtelwohnungen zu hängen, stammt aus meiner „Affaire Clémenceau", woraus sonst noch vielfache Dialogpointen entnommen sind. Und was ist, von Allem abgesehen, die Entlarvung der Zicka mittelst eines fingirten Briefes anderes, als abermals eine Copie aus „Demi Monde?" Nur habe ich in meinem Stück viel schlauer angestellt, was in „Dora" sehr plump und unlogisch ist. Eine so schlaue Spionin, für deren Dienste eine ohnehin geldarme Regierung schon viele Tausend Francs ausgegeben hat, weiß zu gut, daß sie von ihren Brodherrn, deren schönste Geheimnisse sie kennt, nie und nimmer verrathen wird. Sie müßte also, um ihn ihrem Charakter zu handeln, Favrolle einfach auslachen und auffordern, den compromittirenden Brief zu öffnen und vorzulesen, gerade wie im „Demi Monde." Hier ist es ein wirklicher Brief, und meine Heldin spielt einen unerwarteten Trumpf aus, indem sie beschwören kann, daß der Brief nicht von ihr sei, sondern eine fremde Handschrift zeige. Und wohlgemerkt, wir haben es hier nur mit einer raffinirten Cocotte und nicht mit einer Intrigantin und Spionin von Fach zu thun! Ich hätte das in „Dora" ähnlich gemacht: Favrolle ist genöthigt den Brief zu öffnen und die Nutzlosigkeit der „Mausefalle", wie er diesen Kniff nennt, einzugestehen. Die Zicka lacht ihn darob aus und sagt ihm: Wissen Sie was, finden wir ein Abkommen! Ich sehe, daß Ihnen an meiner Entlarvung liegt, also öffnen Sie Ihre Börse und erkaufen Sie mein schriftliches Geständniß und meine Abreise! Das wäre ebenso dramatisch und viel lebenswahrer gewesen. Aber freitich Sardou's Spioninnen sind — des mouchardes pour vire! Ueberhaupt, obwohl Sardou besser als viele Andere versteht, seinen Zuschauern Alles was er will vorzutäuschen, so ist er doch noch lange kein so großer Schlauberger (Malin) als das Publikum glaubt. Er ist nicht dramatisch, er ist theatralisch, scènique, und die Ficelle, die Mache ist bei ihm allzeit die Hauptsache. Er ist ein Arrangeur fremder Ideen und Motive. Deßhalb wird seine Kunst, zu der er so viel Talent besitzt, stets eine untergeordnete bleiben und werden seine Stücke sehr bald vergehen, auch die als Meisterwerk ausgeschriene „Dora". Auf alle Fälle ist das Stück über die Spionin noch zu schreiben und es wird geschrieben werden, denn der Vorwurf ist sehr dramatisch: Die Spionin, die wider Willen ihr Liebstes, ihre ganze Familie, dem Verderben weiht . . . ."

Kritische Rundblicke.

Der getaufte Prometheus.

Armer Gott! du leidest noch immer schwer, und schlimmer als du unter den Hammerschlägen des Hephäst gelitten, lassen die spitzen Federn unsrer jungen Poeten dichs entgelten, daß der Geist des Aeschylus ihnen abhanden gekommen ist. Kann man doch schon in gelinde Verzweiflung gerathen, wenn aus einem guten Gedichte auch nur eine Zeile, ja ein einziges Wort dem Gedächtniß verloren geht. Man hilft sich da wohl mit Flickwörtern und Lückenbüßern, aber um den Schmelz und Zauber des Ganzen ist es ein für allemal geschehen. Nun haben wir vom Prometheus des Aeschylus nicht nur den Anfang, sondern leider die ganze Schluß-Tragödie verloren, und dieser Prometheus mit seinen furchtbaren Leiden, mit seiner Erlösungs-Bedürftigkeit und seinem Trotze, die Erlösung einem Andern als dem eigenen vorblickenden Geiste zu verdanken, ist moderner als die modernsten Romane, als all der Salonduft unsrer Goldschnitt-Lyrik, was soll da ein Dichter unsrer Tage machen, dem die Urkraft des gewaltigen Marathonomachen nicht innewohnt und der sich doch mit dem Stoff abfinden möchte. Abfinden! als ließe so ein Granitblock, welcher seit Aeonen der ganzen Gegenwart quer im Wege liegt, sich nur mit einer graziösen Fußbewegung zur Seite schieben. Doch ist es geschehen und zwar von einem sehr begabten, erstaunlich jungen Musensohn, Siegfried Lipiner, in einem lyrisch-didaktischen Cyclus von Liedern, Schilderungen, Betrachtungen und Visionen, denen er den vielversprechenden Titel: „Der entfesselte Prometheus (Leipzig, Breitkopf & Härtel) gegeben hat. Er hat das Problem in seinem ganzen wuchtigen Ernste gefaßt, alles Leid, allen Jammer der Menschheit in der Brust des Titanen anwachsen lassen von der grauesten Vorzeit an bis auf die Revolution. Diese entfesselt bei ihrem Ausbruch auch ihn und insofern wäre eigentlich mit dem ersten der fünf Gesänge unsres Buches bereits die Aufgabe des Autors gelöst. Aber jetzt begleitet er ihn durch alle Irren und Wirren der großen europäischen Umwälzung: Throne und philosophische Systeme gehen in Trümmer, und um die einen ist es so wenig schade wie um die andern. Aber Lipiner's Prometheus ist anderer Ansicht. Fichte und Hegel werden zwar ins Lächerliche gezogen, aber die wilde Beutegier der Sansculotten macht dem alten Himmelsstürmer doch angst und bange. Dieser Prometheus ist von einer wahrhaft neunzehnjahrhundertlichen Humanität und hält sich jeden Augenblick das ästhetische Riechfläschchen vor die Nase. Und doch ist in der Darstellung an einzelnen Punkten Mark und Saft, die Sprache erscheint oft wie ein cyclopisches Mauerwerk gefügt und in den folgenden Versen z. B. ist eine Zartheit und ein Wohlklang, die ergreifend wirken:

Ich bin dein! Mein Gott empfange,
Was aus heißem Herzensdrange
Tönt an deinem Hochaltar!
Laß mich beten, laß mich knien;
Was die Erde mir verliehen,
Bring' ich dir zum Opfer dar.
Denn du hast es mir gegeben,
Und es diene dir allein, —
Und mein ganzes, ganzes Leben,
Liegt im Worte: Ich bin dein!

Wie des Lenzes zarte Blüthen
Vor des wilden Sturmes Wüthen,
Der ihr junges Leben bricht,
Demuthsvoll die Köpfe neigen,
Fallen hin im Tod und schweigen,
Seufzen nicht und jammern nicht;
Also will auch ich ertragen
Allen Harm und alle Pein,
Will nicht murren, will nicht klagen,
Will nur rufen: Ich bin dein!

Wirst du mir befehlend winken,
Einen Schmerzenskelch zu trinken,
Will ihn trinken still und stumm.
Was es frommen soll — du weißt es,
Und im Meere deines Geistes
Ruht das Was und das Warum.
Wirst du anmuthsvolle Weisen,
Wirst du Worte mir verleihn,
Will ich dich in Liedern preisen,
Will verkünden: Ich bin dein!

Naht mir einst des Todes Stunde,
Und es ruft aus deinem Munde:
Gib mir deinen letzten Tag!
Freudig will ich ihm entsagen,
Und für dich allein soll schlagen
Meines Herzens letzter Schlag.
Wie ich mich geweiht im Leben,
Will ich dir im Tod mich weihn,
Sterbensfreudig hingegeben
Will ich rufen: Ich bin dein!

Uns darf dies Lied rühren; kann und darf es aber auch einen Prometheus demüthig knien und heiße Thränen weinen lassen? Prometheus wollte die Welt nur entgöttert, sagen uns die nächsten Strophen, aber nicht entmenscht, wie die Revolution sie gemacht hat und hinc illae lacrimae! Aber diese Thränen sollen noch etwas mehr bedeuten, sie sind nur ein Vorspiel des Ungeheuern oder Lächerlichen, was nun kommen soll. Nicht ungestraft wandelt man unter Palmen, und nicht zum bloßen Zeitvertreib hat Prometheus dieses Lied in einem Dorfkirchlein vernommen. Als nach dem Freiheitsrausche die bittere Enttäuschung kam, da klagt Prometheus und verzweifelt und in der Finsterniß rings um ihn her erblickt er Jesum Christum — geschieht ihm recht, dem unverbesserlichen Heiden, warum ist er auch in seinen alten Tagen ein Betbruder und Kirchengänger geworden! Hier ereignet sich nun eine höchst seltsame Geschichte. Der Gottessohn will Prometheus, der all das Unheil angestiftet, richten und legitimirt sich als Richter damit, daß er, liebend leidend und schaffend wie Prometheus, sich noch überdies gebeugt. Das gibt jedoch Prometheus mit nichten zu: er will sich auch demüthigen, ohne zu ahnen, daß er damit schon gerichtet ist, denn ein Prometheus, der sich beugt, ist so möglich wie ein Mohr, der sich weiß wäscht. Und doch thut es dieser Prometheus. Er erkennt einen Fehler in seinem schrankenlosen Streben, er zernichtet buchstäblich sich selbst in einer Art Feuertaufe, die er über sich ergehen läßt und weiht noch vor seinem Sterben einen sichern Siegfried Lipiner zu seinem Apostel, zu seinem ersten Promethiden. Aber trotz eines Ueberschwalles von Worten, der nun folgt und den ganzen fünften Gesang zum Theil mit prachtvollen Rhythmen ausfüllt, unter andern mit einer äußerst glücklichen Nachahmung der Schiller'schen Diction, Reimverschlingung und des Strophenbaus in „Ideal und Leben", erfährt man nicht recht, was die Promethiden und unser kühner Jüngling an ihrer Spitze eigentlich wollen. Sie sehen im Universum Geist von ihrem Geiste, sie umschlingen den Schmerz mit Inbrunst und werden durch ihn zu großen Thaten für das Allgemeine begeistert, so daß aus dem Weltschmerz Weltfreude wird — schön! Aber wird die Sache jetzt anders? Gibt es nunmehr keine Tyrannen zu besiegen, keine Revolutionen zu machen? Wird man den Promethiden auf ihr schönes lammfromm-christliches Gesicht hin alles nach Wunsche thun, oder wird die Qual und das Elend des Daseins nicht wieder zu erleben sein? Und wer soll nun helfen? Eine Massentaufe der Promethiden? Dann beginnt die Geschichte wieder von Neuem! Armer Gott Prometheus, du dauerst mich in tiefster Seele: Vielleicht liest dein Täufer Lipiner Shelley's „Prometheus unbound" und geht in sich und bekommt das, was man freilich durch bloße Lectüre nicht bekommen kann: Gesinnung. **S. Heller.**

Miscellen.

Die schändliche Gewohnheit des deutschen Publikums, seinen ohnehin so kargen Lesebedarf erst aus Leihbibliotheken zu beziehen, geißelt ein Feuilletonist der „Breslauer Morgenzeitung" durch folgende drastische Schilderung des Buchs aus der Leihbibliothek: „Die Bücher haben halt ihre Schicksale. Das eine kommt in die Bibliothek eines Reichen und hat Jahrzehnte nichts zu thun, als mit seinem goldenen Rücken stumm im Regal zu prunken. Das andere kommt in einen Lesezirkel und wird vom tyrannischen Vereinsboten von Mitglied zu Mitglied geschleppt, oder in eine Leihbibliothek und muß von hier auf Hausarbeit ausgehen, zu Geheimrathstöchtern und Nähterinnen, zu Studenten und Commis, zu Frommen und Weltkindern, zu ehrlichen Leuten und Gaunern, um, socialdemokratisch gesprochen, einen faullenzenden Capitalisten zu unterhalten.

Eben so wenig ein Mensch die Spuren eines längeren Umgangs verleugnen kann, eben so wenig vermag ein Buch sich auf die Dauer gegen den Einfluß seines Leserkreises zu sichern. Unterzieh' es einer genauen Ocular-Inspection, vielleicht mit Hilfe eines Mikroskops, und du wirst finden, daß sein Gewand Spuren von Kaffee, Chocolade, Bouillon aufweist, daß Rothwein, Bier und Liqueur sich über seine Seiten ergossen haben, anderer Flüssigkeiten gar nicht zu gedenken, daß brennende Cigarren darüber gelegen und ihren Blättern ein unvergängliches Parfüm eingeprägt haben. Es finden sich Reste von Nachtischen vor, Kuchen-, Torten- und Zuckerkrümel, die sich zwischen den Blättern längs des Buchrückens durch Natur-Selbstdruck bleibende Stätten erobert haben, Residua aus der Botanik, ein Feldblümchen, womit die empfindsame Mamsell die Stelle markiren möchte, wo Arthur, das Ideal aller heirathsfähigen Männer, vor der blonden Melanie in die Knie sinkt und ihr seine Liebe gesteht, ein Myrthenblättchen, das sie jüngst aus dem Brautkranz einer Freundin kniff, weiß Gott, aus welchem Grunde; ja selbst unseres Herrgotts Thiergarten erkiest sich die ungemessenen Flächen der Leihbibliotheken-Aesthetik zur Errichtung von Depots seiner Abgänge; hier haben zwei Blätter in abendlicher Stunde beim Lampenlicht eine während des Umherfliegens musicirende Mücke gefangen und getödet, dort hat sich ein grausiges Stinkthier, aus dunkeln Bettpfosten-Ritzen zu einer nächtlichen Excursion aufbrechend, „zwischen den Zeilen" ein Grab gesucht.

Ach, was muß sich ein Leihbibliotheken-Buch Alles gefallen lassen! Oft das einzige in einem Familienhaushalt, welches gerade zur Hand ist, muß es in die Wäschkammer wandern und beschreibbare Stellen zur Notirung der zur Wäsche abgelieferten Stücke herleihen, oder es kommt in die Hände eines jungen Künstlers, der darauf geniale Aufrisse von Schweineställen der Zukunft zeichnet, Kirchen ganz neuen Systems, Entwürfe und Modelle zu Menschen- und Thierköpfen für die Eventualität einer Neuschöpfung.

In Büchern, die aus den von ihnen verarbeiteten Begebenheiten Moral abdestilliren, begegnen wir oft Seitenstrichen, Klammern, Ausrufungszeichen, die von jungen Leuten beiderlei Geschlechts herrühren, die gerade von der Sammelwuth sogenannter „schönen Stellen" angekränkelt sind. Auch finden wohl besonders gelungene Schilderungen von Sonnenauf- und Sonnenniedergängen Gnade, oder von Gegenden, Städten, Märkten, von weiblichen und männlichen Figuren. Kurz und gut, das Buch, das sich an alle Welt verdingen muß, um das in ihm steckende Kapital gut zu verzinsen, führt

ein gar erbärmliches Dasein und ist in einigen Jahren so herunter, daß es sich vor anständigen Leuten kaum noch sehen lassen kann.

Vor allen aber mögen die Bücher, die viel in Krankenzimmern verkehrt haben, unsere Aufmerksamkeit auf sich lenken. Sie tragen die Spuren der Gebreste ihrer armen Leser in den Krankenstuben nicht weniger an sich. Der Hauch des Typhus wehte über die Seiten weg, und der fiebernde Finger imprägnirte Blatt nach Blatt mit klebrigem Schweiß. Können unsere stark gelesenen Leihbibliotheken in schlimmen Zeiten nicht zu Trägern von Epidemien werden? Diese Frage drängt sich uns unwillkürlich auf, nachdem wir umfassende Studien mit „leichter" leihbibliothekarischer Lectüre gemacht haben. Es ist unser bitterer Ernst, wenn wir das Reichskanzleramt ersuchen, die Leihbibliotheken nach ihrer sanitätspolizeilichen Gefährlichkeit in's Auge zu fassen!"

*

Die Poesie der Brief-Adresse.

von Oscar Blumenthal.

Die Zeitungen theilten in den letzten Wochen wiederholentlich gereimte Briefadressen als Kuriosa mit und fügten sogar hier und da noch ironische Randbemerkungen hinzu. Wir gestehen aber, daß wir in jenen Adressen durchaus nichts Kurioses finden, sondern im Gegentheil eine sehr beachtenswerthe Neuerung darin erblicken, ja wir meinen sogar, daß man sich nicht mit der Einführung der Poesie in die Briefadresse begnügen darf, sondern nun auch die Einführung der Briefadresse in die Poesie darauf folgen lassen müßte....

Das ist so zu verstehen:

Die Dichter begnügten sich bisher, ein anonymes „Liebchen" anzusingen, ohne ihren Namen und ihre Wohnung auch nur anzudeuten. Wollten sie aber ihre Liebesseufzer an die Adresse der Holden gelangen lassen, so bedienten sie sich dazu mit Vorliebe der Flügel des Gesanges oder benutzten den allbekannten Mantel des Windes. Man wird aber zugeben, daß dies zwei höchst unzuverlässige und unkontrolirbare Bestellanstalten sind und darum ist es auch gar nicht zu verwundern, daß unsere klassischen Lyriker von so viel unglücklichen Liebschaften zu sagen wissen, denn ihre meisten Seufzer werden eben als unbestellbar zurückgekommen sein. Wie anders dürften sich aber die Chancen der Liebenden gestalten, wenn sie sich von Hause aus daran gewöhnen, den Namen und die Wohnungsangabe der Geliebten in ihr Gedicht organisch mit einzuschalten und bei aller Innigkeit der Empfindung doch niemals die Rücksicht auf die postgemäße Korrektheit des Ausdruckes außer Acht zu lassen.

Wir geben einige Probevorlagen.

Wie leicht wird es also z. B. jedem Briefträger gelingen, sich in folgendem Liebespoem zurechtzufinden:

An Fräulein Stein,
W., Lützowstr. 13.
Du hast mich ganz umstrickt mit Deinen Reizen
Erhörst Du mich, so lass' nicht lange lechzen
G. Schmidt,
NW., Luisenstr. 16.

Hat der Absender besondere Wünsche in Bezug auf den Bestellungs-Modus, so lassen sich diese ebenfalls leicht unterbringen, wie Figura zeigt:

An Frau Levin,
3 Schloßplatz.
Eingeschrieben.
Darf ich erwarten, daß Sie mich noch lieben?
Zu meines Zweifels tröstlicher Erhellung
Erbitt' ich Antwort mir —
per Eilbestellung.

Selbstverständlich ist aber diese Art von Lyrik nicht auf die Stadtpost beschränkt. Für die Korrespondenz nach Auswärts führen wir folgendes Beispiel an:

Seit Du, Geliebter, mir entflohn,
Ist Kummer mein Gevatter....
Stets denk' ich:
An Herrn Samelsohn,
den Reisenden von J. S. Cohn.
in
Kyritz
an der Knatter.

Auch kleine Geldangelegenheiten können auf diesem klangreichen Wege erledigt werden Probe:

Das wär' utile et dulce,
Hätte ich der Thaler drei!
Hol' sie, Brieflein, von
Herrn Schulze,
C., Dragonerstr. 2.

Für Börsenaufträge ist lakonische Kürze bei klarster Fassung das Haupt-Erforderniß, etwa in folgender Melodie:

Herrn
Becker, Kraus & Co.
Wie nehmen Stargard-Pos'ner Sie?
Wie stehen Halle-Gub'ner dort? . . .
Bezahlt ist Ihre —
Rückantwort.

Ist hier die straffste Form geboten, so hat man dagegen bei Werthsendungen und Paketen auf den Begleitadressen Raum zu behaglicheren lyrischen Ergüssen, in welchen sogar schon eine strophische Gliederung möglich ist. Beispiel:

Wenn Dich in **Leipzig**, Floßplatz 9,
Mein Brief erreicht,
Dann **August Knoll**, gedenkst Du mein
Mit Schmerz vielleicht.
Auch meine Seufzer früh und spät,
Sie gelten Dir;
Anbei ein längliches Packet
In Grau-Papier.
Und quält uns auch der Trennungsschmerz,
Sei treu und stark.
Nur dir allein gehört mein Herz —
Werth 20 Mark.

Wir denken, daß durch diese Beispiele der poesiekundige Adressenschreiber genügend orientirt sein wird und schließen in dem Bewußtsein, der deutschen Lyrik neue Wege geebnet zu haben.

(Aus Nr. 10 des „Ulk").

*

Ein Zeitungsjubiläum der seltensten Art feierte kürzlich das „Berliner Tageblatt": Die Erreichung des fünfzigtausendsten Abonnenten. Die Verleger des Blattes, die Herren Rudolf Mosse und Emil Cohn, deren Unternehmungsgeist und unermüdliche Ausdauer dies Ergebniß vor Allem hat herbeiführen helfen, versammelten zur Feier des Tages eine Reihe der hervorragendsten künstlerischen und schriftstellerischen Capacitäten Berlins zu einem Gastmahl, das sich als ein echtes journalistisches Jubelfest entwickelte. Von dem Dessert dieses Gastmahls habe ich mir in treuer Erinnerung an die „Monatshefte" einiges humoristische Naschwerk eingesteckt, das ich hier meinen freundlichen Lesern nicht vorenthalten will. Aus den Gazevorhängen und dem Wappenschmuck nämlich, mit welchem die Wände des Festraumes verziert waren, lugten und kicherten allerhand lose Reime hervor, die einen Abdruck an dieser Stelle verdienen. Da wurden z. B. die Gäste in folgenden Versen an ihren Zecherberuf gemahnt:

Eheu fugaces!
Heißt bei Horaz es.
Venus und Satyr
Geben den Rath dir:
Ama et bibe —
Trinke und liebe.

Mit muntrer Rede würzt den Schmaus, —
Das rathet Euch ein Weiser:
Der beste Schmuck fürs neue Haus
Sind lust'ge alte Häuser.

Im Wein ist Wahrheit. Leben soll,
Wer Wein und Wahrheit liebt.
Ein Pereat der Fälscherschaar,
Die Wein und Wahrheit trübt.

Politik, sie sei verbannt
Aus gesell'gem Bund:
Hier nimmt man kein Blatt zur Hand,
Keines vor den Mund.

Auch an journalistischen Anspielungen, die für die Gelegenheit paßten, fehlte es nicht:

Herr Luther schlug dem Lügengeist
Das Tintfaß um die Ohren.
Ihn hat zum Vorbild, wie es heißt,
Der Journalist erkoren.

Statt Tinte fließt heut Rebenblut.
Die Scheererei des Tagwerks ruht.
Decipere wird ratio,
Delectat variatio.

Ein erfahrenswerthes Idealbild von publicistischer Einigkeit war ein Freskogemälde, das aus über tausend Zeitungstiteln zusammengeklebt war und die Unterschrift trug:

Die Blätter, die ein Kampfplatz sonst
Für fehdelust'ge Geister,
Vereinte hier zum Friedensbund
Die Scheere und der Kleister.

Der Verfasser dieser Sprüche ist Hugo Littauer, der witzige Mitarbeiter des „Ulk", den unsere Leser auch aus einigen hübschen Epigrammen kennen, die er zum vorigen Bande der „Monatshefte" beigesteuert hat. — Die Speisekarte hatte Siegmund Haber in Verse gebracht und dabei u. A. folgende zwei Kernkalauer geleistet:

Vor Allem gilt's, den Hunger zu bezwingen.
Wer Filets bringt, wird Jedem etwas bringen.

Dein Sinn sei rein, lax aber nicht dein Handeln.
Dann bist du stark, mit Jedem anzubandeln.

Das Sprüchwort „Nähre dich redlich" interpretirte Haber als Tafelpräsident in folgender Weise: „Nähre dich" — nimm deine Nahrung zu dir; „redlich" — während dabei Reden gehalten werden! ... Endlich wurden noch gleichzeitig mit dem Dessert Papierbogen herumgereicht, welche die Inschrift trugen:

Packt ein, was ihr nicht selbst bezwingt!
Denn wer soll Eure Kleinen lehren,
Den kneipenden Papa zu ehren,
Wenn ihr nichts mit nach Hause bringt!

Dieser Aufforderung bin ich denn meinerseits nachgekommen, indem ich die hier gesammelten epigrammatischen „Zuckerl" und Kichererbsen mir zu Gemüthe zog.

*

F. Groß hat die Redaktion der „Heimath", um welche er sich hervorragende Verdienste erworben hat, niedergelegt, um die Redaktion des Prager Tageblatts zu übernehmen.

*

Aus Graz erhalten wir folgendes Schreiben: „Ein Artikel „Vom jung-österreichischen Parnaß" von Robert Hamerling in der „Neuen freien Presse" vom 7. Dezbr. 1869 enthält folgende Stelle: „Auch auf dem epischen Gebiet ist Manches hervorgetreten, was wirksam um sich greift, wie sehr auch Einige sich davor bekreuzen, die es nur aus den Recensionen kennen, welche sie darüber geschrieben." Dies die Quelle der in Ihrem Februarheft reproducirten „hübschen Anekdote" H. Lorms."

Offenbar liegt hier eine zufällige Uebereinstimmung vor.

*

Im Verlag von Ernst Julius Günther ist H. Taine's hochbedeutendes Werk: „Les origines de la France contemporaine", das J. J. Honegger in diesen Blättern ausführlich gewürdigt und als ein Meisterwerk culturgeschichtlicher Quellenforschung anerkannt hat, in einer deutschen Uebersetzung von Leopold Katscher erschienen. Das Buch stellt sich der Buckle'schen „Geschichte der Civilisation in England" als ebenbürtiger Geistesbruder zur Seite und wird hoffentlich nun auch in Deutschland die verdiente Verbreitung finden.

*

Wir freuen uns, unsern Lesern mittheilen zu können, daß uns für das nächste Heft ein höchst interessanter Beitrag vorliegt: „Aus Heine's Studentenzeit." Neue Mittheilungen über den Dichter, mit ungedruckten Briefen und Gedichten desselben. Von Adolf Strodtmann. — Dem Herrn Verfasser hat für diesen Aufsatz ein überaus reichhaltiges Material von Briefen, Tagebuchblättern und Gedichten vorgelegen. Besonders werden die Mittheilungen über den Faust, den Heine als Student schreiben wollte, hohe Aufmerksamkeit erregen.

☛ Zur Nachricht. Sendungen und Zuschriften für die **Redaction der „Neuen Monatshefte"** sind an Herrn **Dr. Oscar Blumenthal, Berlin S. W.,** 32 Hallesches Ufer zu richten.
Verlag von Ernst Julius Günther in Leipzig. — Druck von Giesecke & Devrient in Leipzig.
Für die Redaction verantwortlich: Ernst Julius Günther in Leipzig.

Neue Romane

aus dem Verlage

von

Ernst Julius Günther in Leipzig.

Erschienen 1875.

Zu haben in jeder Buchhandlung und Leihbibliothek.

Seine Poesien zeichnen sich durch eine seltene Reife der Weltanschauung, ein tiefsinniges, edles Empfinden und ein sinniges Erfassen der Natur aus. Frisch und unmittelbar zum Herzen dringend tönen seine Lieder; die Melancholie, die sich in manchem zarten Liebesverse ausprägt, ist nicht nach der üblichen Weltschmerz-Schablone gedrechselt, sie ist, wenn wir so sagen dürfen, eine „gesunde" und achtbare. Auf den weiten Wanderungen, die Marx in den Reihen des kaiserlichen Heeres gemacht, hat er manches Blümchen echter Poesie gepflückt, und zu dem duftigen Kranze gewunden, den er uns mit der Sammlung bietet. Die italienischen Kriegsjahre fanden ihn nicht allein als tapferen Kämpfer, sondern auch als scharf beobachtenden Poeten, dem unter dem Lärm des Kriegshandwerkes nicht der Sinn für die Liebes- und Lebensgluth, für die Schönheit und Pracht des Südens abging. Wir finden in dem Buche originelle und ansprechende Genrebilder aus Krieg und Frieden, Minnelieder, feurig und schwungvoll und wieder fein und zart, dann aber auch Reflexionen, in denen sich ein hoher Geist, ein echt christliches Gemüth und eine allumfassende Menschenliebe abspiegelt, harmonisch vereinigt.
(Bohemia in Prag.)

Der „Nürnberger Correspondent" schreibt: Unter die wirklich begabten Lyriker der Neuzeit darf mit vollstem Rechte der österreichische Hauptmann Friedrich Marx gezählt werden, von welchem nunmehr bereits die 3. Auflage seiner Gedichte „Gemüth und Welt" vorliegt, die um die Hälfte vermehrt ist. Welche Stoffe der Dichter poetisch verwerthete? Nahezu alle: Natur und Religion, Menschenwelt und Geschichte, das Herz in Freud' und Leid 2c. Aber es bilden diese Poesien nicht etwa bloß ein artiges Kaleidoskop, sondern sie wurzeln sämmtlich auf einer tiefen, weit umfassenden poetischen Weltanschauung, und wir vermissen nirgends das leuchtende Centrum, von dem alle Verse des Dichters ausstrahlen.
(Grazer Tagespost.)

Wenn die Gedichte Marx's schon bei ihrem ersten Erscheinen eine wohlwollendste Aufnahme fanden, so kann es nicht fehlen, daß diese jüngste Ausgabe sich des allgemeinen Beifalls erfreuen wird.

Nicht nur hat der Inhalt des Buches eine bedeutende Erweiterung erfahren, auch an die in den früheren Auflagen bereits enthaltenen Poesien ist eine strenge Feile gelegt worden, so daß bezüglich der Form auch die rigoroseste Kritik keinen Tadel aussprechen kann.

Was aber den Kern und das Wesen der Dichtungen betrifft, werden sie durch die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, durch Zartheit und Sinnigkeit zuversichtlich die Herzen aller Leser und Leserinnen gewinnen.

Da findet sich nichts Erzwungenes, nichts Ueberkünsteltes. Das Abbild alles Großen und Schönen auf Erden, wie es in einer Dichterseele eigenthümlich sich spiegelt, tritt uns aus den Liedern entgegen.

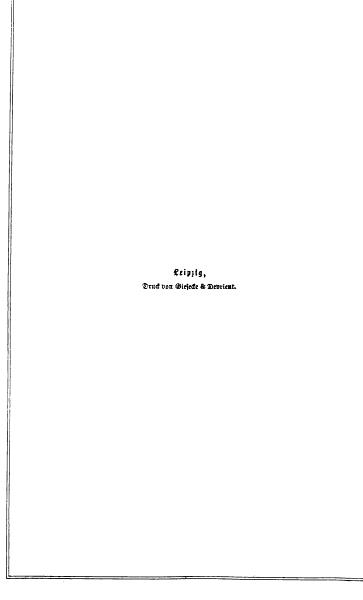
Möge somit das treffliche, von Seite des Verlegers sehr nett ausgestattete Buch seine Wanderfahrt mit unserem besten Geleitsbriefe antreten und des Erfolges theilhaftig werden, den es verdient.
(Ludwig Bowitsch.)

Die soeben erschienene dritte Auflage seiner lyrischen und epischen Gedichte **enthält neben einer kleinen Auswahl** aus den ersten zwei Auflagen **von „Gemüth und Welt" nunmehr in 8 Abschnitten Neues und Gehaltvolles. Abgeklärte Reife der Weltanschauung, hohe männliche Kraft** und zartes lyrisches Empfinden in **eigenthümlicher Mischung, Lebensbilder voll plastischer Naturwahrheit** und von einem oft glühenden **Colorite, — Gefühlstöne,** wie sie nur dem echten Dichter zu Gebote stehen. Adel der Gesinnung, dazu eine bilderreiche, formvollendete Sprache, klangvolle, abwechslungsreiche **Rythmen** sind nach den Urtheilen seiner Kritiker die Vorzüge dieses Dichters, auf dessen Gedichtsammlung wir als auf eine interessante Novität aus dem noch immer zu wenig gekannten und gewürdigten Gedanken- und Gefühlsleben des deutschen Bruderstammes in Oesterreich hiermit nachdrücklichst aufmerksam machen. Das Buch ist sehr elegant ausgestattet und eignet sich vortrefflich als Festspende.
(Hamburger Zeitung.)

Inniges Gefühl und schöpferische Bildkraft, eine von eingehender Beobachtung der Länder und Völker, des wechselnden Menschenlebens und des historischen Zeitenlaufes genährte Anschauung verbindet sich bei Marx mit seinem Formgefühl und einer sichern Gestaltungsgabe. Diese vier Elemente innig gesellt schaffen uns eine Reihe echtdichterischer Gebilde, in welchen bald die lyrische Stimmung, bald der reflective Gedankenausklang überwiegt. Die vorliegende Auflage erscheint wesentlich bereichert, namentlich durch eine Reihe vortrefflicher Gelegenheitsgedichte, auf welche das bekannte Göthe'sche Urtheil über diese Gattung seine Anwendung findet. Gegliedert ist die Sammlung in folgende Abtheilungen: Junge Liebe, Heimath und Fremde, Zeit und Leben, Sonette, Vermischte Gedichte, Prologe, Gedenkblätter. Eine dankenswerthe Beigabe bilden die musterhaften Uebersetzungen verschiedener Gedichte von E. A. Poe, H. W. Longfellow und A. Poerio.
(Mainzer Tageblatt.)

Leipzig, Druck von Giesecke & Devrient.





Leipzig,
Druck von Giesecke & Devrient.